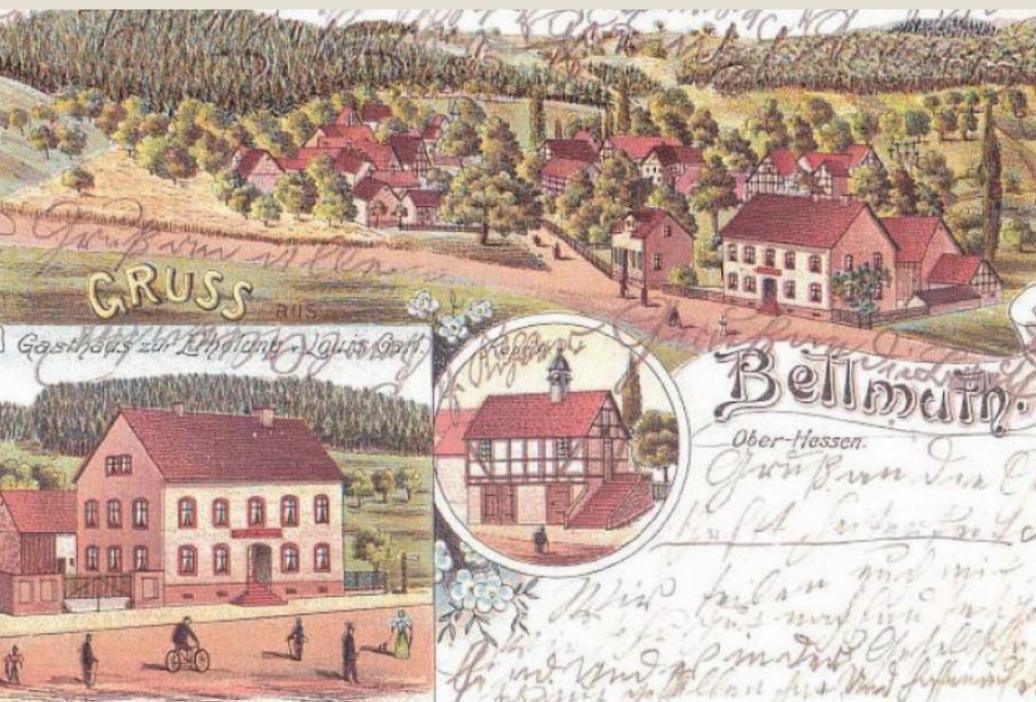


Friedwart Schuch



Die wundersame Geschichte vom Totennagel

bellmuth.info

Friedwart Schuch
Die wundersame Geschichte vom Totennagel

Herausgegeben von
bellmuth.info
Beiträge zur Geschichte der
ehemals selbstständigen Gemeinde Bellmuth

Redaktion: Erhard und Werner Thum

Postanschrift:

Werner Thum, Friedenstraße 15c
35578 Wetzlar

E-Mail: redaktion@bellmuth.info

Web: www.bellmuth.info

Cover:

Werbe-Postkarte aus der
Zeit vor dem I. Weltkrieg
»Bellmuth. Ober-Hessen. Gasthaus
zur Erholung von Louis Carl«
(Dank an Gerhard Inderwies)

Gestaltung:

Polkowski Mediengestaltung
Erlengasse 3, 35390 Gießen, www.kgwp.de

Friedwart Schuch

Die wundersame Geschichte vom Totennagel

bellmuth.info

Beiträge zur Geschichte der ehemals selbstständigen Gemeinde Bellmuth
Informationen, Berichte, erlebte Erinnerungen und Erzählungen

Herausgegeben von Erhard und Werner Thum

Inhalt

18. Februar 1914
19. Februar 1914
20. Februar 1914
21. Februar 1914
22. Februar 1914
23. Februar 1914
24. Februar 1914
25. Februar 1914
Nachbemerkung

Ich verachte Niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in Niemandes Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu sein.

Georg Büchner

18. Februar 1914

ES IST MANCHMAL seltsam, wie dicht endloses Glück und bares Entsetzen beisammen liegen. Strahlt im Moment noch die Sonne der Ruhe und der Zufriedenheit, so wird nur wenige Augenblicke später der Himmel unversehens von Wolken verhangen, welche unsere Ohnmacht und Verlorenheit vor dem Schicksal in unser Gedächtnis zurückrufen. Während ich an diesem Abend in meiner Stube sitze, die Feder in die Tinte tauche und die Erlebnisse meines ersten Tages weitab von der Stadt niederschreibe, brennen die Bilder des soeben erlebten Grauens noch in mir. Wie ein dumpfes Echo hallt der Schuss immer wieder in meinen Ohren. Wie hatte der Tag begonnen? Welches waren seine Versprechungen, als ich heute Morgen aus Frankfurt aufbrach, in die Ruhe und Geborgenheit eines kleinen Dorfes?

Meine Erwartungen haben sich in das Gegenteil verkehrt, auch wenn dies bloß auf das Wirken eines puren Zufalls zurückzuführen sein sollte. Schon seit geraumer Zeit befinde ich mich in einem Zustand einer ständig währenden, wenn auch verhalten auftretenden Erschöpfung. Ich bekleide die Stelle eines Hauslehrers bei einer wohlhabenden Frankfurter Familie. Wen mag es wundern, dass meine Nerven in einer Position wie dieser über alle Maßen strapaziert werden! Ein befreundeter Arzt riet mir, wegen meines argen Allgemeinzustandes die Arbeit für eine Weile ruhen zu lassen und auf dem Lande in aller Abgeschlossenheit neue Kräfte zu schöpfen. Er gab mir auch sogleich die Anschrift eines Schankwirtes mit auf den Weg, der in einem winzigen Dorf in jenem Gebiet, das als Wetterau bezeichnet wird und sich zwischen Taunus und Vogelsberg erstreckt, Zimmer an Durchreisende oder Sommerfrischler vermietet. An ihn schrieb ich einen Brief und regelte die Angelegenheit auch mit der Herrschaft. Zwei Wochen später war für mich der Tag der Abreise gekommen.

Das war heute Morgen. Mit der Bahn fuhr ich das erste Stück des Weges, das zweite legte ich mit einer Kutsche zurück. Das er-

wähnte Dorf heißt Bellenrod und liegt in einer hügeligen Landschaft, wie sie für diese Gegend typisch ist. Mit einem beständigen Rattern der Räder folgte meine Kutsche der schmalen Straße durch ein vergessen und abgelegen wirkendes Tal. Wir hatten einen milden Winter, so dass kein Schnee das abgestorbene Gras an der Böschung bedeckte. Seit einigen Tagen schon hielt ein milder Sonnenschein an, der uns auch heute nicht verließ. So warf die tiefstehende Wintersonne auf die gesamte Szenerie einen Hauch von vornehmer Blässe. Alles wirkte ein wenig farblos, darum aber nicht weniger lebendig und greifbar wie sonst auch. Vielmehr drängte sich mir ein Schimmer von inwendig erfahrbarer Vollkommenheit aller Bilder auf, die auf der Reise auf mich eindrangten. Der größte Teil des Landes hier wird als Acker genutzt, aber es finden sich auch zahlreiche Wiesen. An vielen Stellen, besonders auf den Hügelkuppen, steht dichter Mischwald, der nun kahl und licht an ein riesiges Reisigbündel erinnert. Mir selbst scheint diese Landschaft ins Herz geschrieben zu sein, auch wenn ich in der Stadt aufgewachsen bin. Die Wetterau selbst ist flach und reizlos, der Vogelsberg karg. Hier im Zwischenland verbinden sich beide Landschaftsformen zu einem Gebilde höchster Harmonie. Fruchtbare Boden in einer mir angenehmen Landschaft eingebettet, die Mitte zweier unwirklicher Extreme. Hier ist für mich Heimat, hier fühle ich mich wohl und geborgen. Stundenlang könnte ich wandern, die Felder durchstreifen, und ich habe mir vorgenommen, dies in den nächsten Tagen auch ausgiebig zu tun.

Solches waren meine Gedanken, als ich mich in der Kutsche Bellenrod näherte. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, was mich heute noch erwarten sollte. Der Wagen hielt unter einem Lindenbaum, der am Rande der holprigen Straße zwischen einer Scheune und einem Gasthof gepflanzt war. Das Dorf war zu klein für zwei Gastwirtschaften, so dass ich annahm, vor der richtigen abgestiegen zu sein. Sogleich öffnete sich auch die Tür des »Carlhofs«. Heraus schlurfte mit weit ausholenden Schritten ein schon ergrauter Mann, der die breite Statur eines Bauern hatte. Er be-

grüßte mich und stellte sich vor als der Schankwirt Friedrich Carl. Meinen Koffer nahm er an sich, um ihn ins Haus zu tragen. Mir gebot er, ihm zu folgen.

Wenn ich mich an irgend etwas in meinem Leben nie gewöhnen werde, so ist es der Dialekt, der hier gesprochen wird. So wird hier zum Beispiel aus einer Gans eine »Goas«, was nicht mit der »Gois« nämlich der Geiß zu verwechseln ist. Das Zimmer ist die »Stuwwe«, in dem der »Owe wirmt«. Den Dachboden tituliert man als die »Owwerlarrem«, und noch viele andere Ausdrücke des Deutschen haben hier ihre eigene Bezeichnung. Oft war es mir nicht möglich, die seltsame Sprache der Menschen hier zu verstehen, erst recht nicht niederzuschreiben. Wenn ich also im folgenden ein Gespräch wiedergebe, so werde ich das Gesprochene – soweit ich es richtig gedeutet habe – gleich ins Hochdeutsche umformulieren.

Herr Carl stellte mich sogleich seiner Frau Ottilie vor, die in der Küche mit dem Ausnehmen und Putzen eines Hühnchens beschäftigt war. Kinder haben die beiden keine, bloß eine Stubenmagd lebt noch mit im Haus. Die Gaststube ist aufs Einfachste eingerichtet und sehr klein. Um den Tresen stehen drei Tische mit grob gezimmerten Holzstühlen. Ein noch winzigerer Raum dahinter birgt eine Holzbank und einen einzelnen Tisch. Ich erfuhr von dem Wirt, dass er selbst im Dorf das Amt des Bürgermeisters innehatte und diesen Raum für Beratungen und als Büro nutzte.

»So, so, Bürgermeister sind Sie also. Hätte ich das gewusst, hätte ich Sie nicht meinen Koffer tragen lassen«, sagte ich im Scherz zu ihm.

»Hier bei uns ist das kein besonderer Posten. Menschen sterben, die trägt man ins eine Buch ein. Menschen werden geboren, die kommen in das andere Buch. Bei uns passiert nicht viel. Und wenn etwas passiert, dann gibt man die Angelegenheit schnell weiter an die studierten Herren, die mehr davon verstehen.«

»Ja, in einem Dorf wie diesem ist gewiss nicht viel los. Aber gerade deswegen bin ich hier. Ich werde sehr viel spazieren gehen

in den nächsten Tagen. Sie werden mich im Hause kaum zu Gesicht bekommen.«

Plötzlich beugte er sich zu mir vor, blickte sich sicherheits halber noch einmal um und flüsterte mir leise zu: »Wenn ich Ihnen etwas anvertrauen darf. Sie sollten es vielleicht wissen, damit später kein falscher Eindruck entsteht. Auch auf dem Lande sind die Menschen verdorben, und Verbrechen gibt es überall. Es ist nicht, dass ich Sie ängstigen möchte, aber es gibt in unserem Dorf einen Dieb. Seit einigen Monaten schon. Gewiss, viel zu holen gibt es nicht, seine Beute ist gering. Einmal ist es ein Huhn, das heimlich in den Suppentopf wandert, oder er nimmt sich heimlich ein frisch gebackenes Brot aus dem Backhaus. Einige Male ist er auch schon in Häuser eingedrungen, wenn die Besitzer auf dem Feld waren. Was er dann fand, war häufig Geld. Nie große Summen, oft den Notgroschen, den er unter dem Kopfkissen oder sonst wo entdeckte. Er ist ein Gelegenheitsdieb und kann nur das stehlen, was man nicht wiedererkennen kann. Das Dorf ist klein, jeder kennt jeden. Und gerade das ist auch das Schlimme daran. Der Dieb ist einer von uns. Er lebt mit uns, arbeitet mit uns, feiert mit uns und bestiehlt uns. Seitdem die Zahl der Diebstähle zugenommen hat, hat auch das Misstrauen und die Feindschaft zugenommen. Leicht gerät einer in Verdacht, und die Streitigkeit beginnt. Ich kann nicht sagen, was geschehen sollte, wenn der Dieb eines Tages überrascht und entlarvt wird. Er selbst und seine Familie sind dann Gezeichnete. Wer will mit solchen Missgeburten noch etwas zu tun haben, die ihre Freunde bestehlen? Nein, die werden gewiss nichts zu lachen haben, die können dann nur noch ihre sieben Sachen packen und aus Bellenrod verschwinden.«

Er hatte lange geredet für einen Hessen, und er hatte sich in seine Worte hineingesteigert. Man konnte die gemeinsame Wut der Dorfbevölkerung auf den Wolf im Schafspelz geradezu an den Schwingungen seiner Stimme ablesen. Wie furchtbar musste dieser Hass erst auf den Dieb selbst wirken. In welcher furchtbarer Angst vor seiner Entdeckung musste er leben. Ein kalter Schauer durch-

fuhr mich. Der Wirt indessen, nachdem er sich beruhigt hatte, hatte die Gaststube verlassen und mir geboten, ihm die Treppe hinauf zu folgen; er wollte mir mein Zimmer zeigen.

Das Zimmer ist klein und die Einrichtung spärlich. Mir genügt es vollkommen. Ein Bett, eine Kommode mit einer Schale Wasser darauf, darüber ein kleiner Spiegel. Der Tisch ist winzig, ich finde beim Schreiben kaum Platz. Einen Stuhl gibt es überhaupt nicht, ich sitze auf einem Hocker. Meine Bedürfnisse sind bescheiden, ein Übermaß an Möbeln ist mir zuwider. Eine Petroleumlampe musste ich mir aus der Wirtsstube heraufholen. Ihr Geruch ist nicht sehr angenehm und der Ruß färbt die Luft im Zimmer schwarz. Ich werde ein Fenster öffnen und dann die Erlebnisse des heutigen Tages auf dem Papier zu Ende bringen.

Ich hatte meine Habseligkeiten in die Kommode gepackt und den Koffer in einer Ecke des Raumes verstaut. Ich hätte mich fürs erste von der Anreise ausruhen können, zog es aber vor, das Dorf und die Gegend sogleich zu erkunden, so dass ich am Abend erschöpft in das Bett sinken konnte, um nicht wie in den Nächten zuvor von Schlaflosigkeit gepeinigt zu werden. Ich zog meinen warmen Mantel über und verließ das Haus. Die Straßen des Dorfes befinden sich in schlechtem Zustand. Sie sind nicht gepflastert. Die Wintersonne hatte den gefrorenen Erdboden soweit erwärmt und aufgetaut, dass er sich auf der Oberfläche in einen schlammigen Lehmbrei verwandelt hatte. Dieser haftete nun an den Sohlen meiner Schuhe und hing schon bald in Klumpen an meinen Hosenbeinen. Die ganze Straße war übersät mit den Spuren verschiedenster Art: Fußspuren, Abdrücke von Hufen und tiefen Rillen, die wohl von Wagenrädern stammen mochten.

Schon bald hatte ich das ganze Dorf durchschritten, es besteht aus nur drei Straßen. Die Gebäude sind armselige Fachwerkbauten, von den Jahren stark angegriffen. Zu jedem Haus gehört ein Stall und eine Scheune. Obwohl die meisten Männer des Ortes in einem nahegelegenen Steinbruch arbeiten, betreiben sie alle gleichzeitig Landwirtschaft. Mitten durch das Dorf fließt ein

schmäler Bach, der von zwei Brücken überspannt wird. Es verwunderte mich, nahe einer der Brücken sogar auf eine schlichte Kapelle zu treffen. Sie liegt im Zentrum des Dorfes, ein ganzes Stück vom Friedhof entfernt, den man am äußersten Rand des Dorfes angelegt hat. Eine niedrige und breite Mauer aus Basaltsteinen umgibt ihn. Dahinter beginnt das offene Feld. Ich folgte dem Weg hinaus aus dem Dorf. Er führt beständig bergauf, so dass ich bald schon einen Punkt erreicht hatte, von dem aus sich das Dorf und das gesamte Tal vor meinen Augen ausbreiteten. Die Luft war frisch und regte meine Sinne an. Ich wurde offen für jedes Geräusch, das vom Tal zu mir herüberwehte. Ich vernahm das Hämmern von Werkzeugen ebenso wie das Schnattern der Gänse. Jedes Detail der vor mir liegenden Szene wurde getreulich von mir aufgenommen. Die Sonne füllte das Tal mit einem herrlichen, goldenen Glanz, der auf allem, auf wirklich allem, zu liegen schien. Sogar der Himmel über mir war wie durchweht von einem goldenen Stoff, und auch die Luft, die ich atmete, schien ihn zu enthalten.

All das hätte die Schlusszene eines großen Romans bilden können, so wie die Welt offen vor mir lag, wie sich alles zum Guten und Friedfertigen wendete. Man ahnte das Herannahen eines endgültigen Wortes, einer Formel oder eines Spruches, welcher in sich die Rechtfertigung für jedes einzelne Leben und Leid trug. Ich spürte, wie ich mehr und mehr aufging in diesem Gefühl einer tröstenden, befreienden Endgültigkeit. Wäre ich ein religiöser Mensch, würde ich für solches Erleben den Begriff der Erlösung wählen. Weil ich mich noch nie für die Kirche interessiert habe, fällt es mir sehr schwer, dieses Wort in den Mund zu nehmen. Ich verharrte noch eine kleine Weile auf der Stelle, von wo aus ich das Tal erblicken konnte. Bald schon verging jenes beglückende Gefühl wieder, und ich setzte meinen Weg fort. Ich folgte dem Tal auf immer derselben Höhe am Berg. Der Weg war schlecht, uneben und mühselig zu begehen. Auch die Sonne sank tiefer und tiefer. Die Realität hatte sich meiner wieder angenommen. Es wurde kälter. Wie hatte ich glauben können, auf ein erlösendes

Ende hoffen zu dürfen? Solche Illusionen wären nur Augenblicke. Dann widerlegen sie sich selbst, da jenes alles erklärende Wort nie gesprochen werden wird.

Als ich mich zur Rückkehr nach Bellenrod umwandte, erkannte ich, wie wenige hundert Meter von mir entfernt ein alter Mann den Wald verließ. Auf seinem Rücken trug er ein Bündel Reisig. Er hatte es wohl im Wald zusammengetragen und schaffte es nun als Brennholz nach Hause. Obwohl ich den Mann auf diese Entfernung kaum erkennen konnte, beeindruckte er mich doch zutiefst. Sein Haar war schlohweiß, ebenso sein voluminöser Bart, der sanft vom Wind hin und her geweht wurde. Er musste ein beträchtliches Alter erreicht haben, und doch war seine Statur kräftig wie die eines Mannes in den besten Jahren. Auch sein Gang war stolz und geradlinig, obgleich doch die Last des Holzbündels auf ihm lag. Mir kam es gerade so vor, als durchschreite ein germanischer Gott die Wiese vor mir und nicht ein hessischer Bauer. Ich folgte ihm in gewissem Abstand bis zum Dorf, wo der Alte sein Bündel vor der Tür einer einstöckigen, windschiefen Hütte nahe des Friedhofes abstellte. Er selbst verschwand in dem Stall, der offensichtlich zur Hütte gehörte.

Es war schon dunkel geworden, als ich zurückkehrte in das Dorf, zu den wackeligen, ewig unfertigen Häusern, zu den zerfahrenen Straßen und den immerwährenden Problemen der Menschen.

Ich war hungrig geworden und suchte sogleich die Gaststube auf. Das Essen bestand aus frisch gebackenem Brot mit Wurst. Dazu einen Schoppen Apfelwein. Am Abend ist die Gaststube belebter als nachmittags, wenn die Dorfbewohner ihrer Arbeit nachgehen. Einige Männer saßen um einen Tisch herum und unterhielten sich. An meinem Tisch saß nur ich allein; Herr Carl hatte sich zu den anderen gesetzt, während seine Frau hinter dem Tresen die Gläser spülte. Nur mit Mühe konnte ich dem Gespräch am Nebentisch folgen, denn es wurde sehr schnell im reinsten hessischen Dialekt palavert. Vor allem drehte sich das Gespräch um

irgendwelche Personen aus dem Dorf, die ich sowieso nicht kannte. Ich verlor langsam die Geduld, dem Gespräch weiter zuzuhören, und beschäftigte mich mit dem Stopfen meiner Pfeife. Ich hatte vor, noch eine Weile hier unten sitzenzubleiben und mich dann ins Schlafzimmer zu begeben. Ich war müde und die Zeit schon vorangeschritten. Wie hätte ich ahnen sollen, was mich noch alles erwarten sollte in dieser Nacht?

Ich schaue auf meine Uhr. Es ist kurz vor halb drei, und ich habe noch keinen Schlaf gefunden. Zuerst muss ich schreiben, schreiben, um von den Bildern freizukommen, die noch in meinem Gehirn herumspuken. Eine Pause soll mir noch vergönnt sein, dann will ich meinen Bericht abschließen. Ich muss mich sammeln, um unverfälscht wiedergeben zu können, was geschah. Ich muss mich beeilen, das Petroleum geht zur Neige.

Nachdem ich meine Pfeife zu Ende geraucht hatte, stand ich auf und verabschiedete mich von den Leuten in der Stube, obwohl sie mich während des ganzen Abends kaum beachtet hatten. Herr Carl bot mir an, mich zum Zimmer die Treppe hoch zu begleiten und mir dabei zu leuchten, weil sich im Flur kein Licht befand. Als wir beide auf der Schwelle nach draußen standen, fiel mitten in die Gespräche der Bauern und anderen Dorfbewohner der dumpfe Hall eines Schusses, der in der Nähe des Hauses abgegeben worden sein musste. Ich konnte mir nicht erklären, was dieser Schuss – sollte es sich tatsächlich um einen Schuss gehandelt haben – zu bedeuten hatte und blickte den Wirt verdutzt an. Auch er hatte den Schuss gehört und blickte besorgt drein. In der Stube waren mit einem Schlage alle Gespräche verstummt.

»Da ist wieder einer unterwegs«, sagte plötzlich einer von den Gästen.

»War aber nah am Haus dran«, erwiderte ein anderer.

»Mich kümmert's nicht, ist nicht mein Wild. Und wenn's ein Hühnerdieb war, ist mir das auch egal. Die knall' ich selbst ab, wenn ich sie vor die Flinte kriege.«

»Ach, du Schwätzer, du triffst 'nen Marder nicht einmal, wenn er festgebunden an einem Baum wäre.«

»Das sagt der Richtige«, verteidigte sich der Angesprochene.

Schon bald war ein Streitgespräch im Gange. Ich wollte von Herrn Carl wissen, was das für ein Schuss gewesen sei, den wir gerade gehört hatten.

»Was soll das schon für ein Schuss gewesen sein? Hier ist ständig jemand auf der Jagd, ob's verboten ist oder nicht. Ich habe nichts gehört. Als Bürgermeister müsste ich einschreiten, wenn jemand aus dem Dorf heimlich im Wald ein Reh schießt oder einen Fasan oder was weiß ich. Selbst wenn ein Iltis beim Plündern eines Hühnerstalles totgeschossen wird, wäre ich dazu verpflichtet, das zu melden.«

»Warum tun Sie es nicht?«

»Herrje! Wenn ich jedes Mal wegen so einer Kleinigkeit den Gendarmen herbeirufen wollte ...«

»Na gut, mein Problem ist es ja nicht«, murmelte ich müde vor mich hin und stieg die Treppe empor. In diesem Moment wurde unvermittelt die Haustür aufgestoßen, und ein stämmiger Mann torkelte unsicher in den Flur. »Friedrich!« rief er aus. »Friedrich, komm schnell, es ist was passiert.«

»Immer mit der Ruhe. Was liegt denn an?«

»Friedrich, etwas Schreckliches ist passiert. Der Dieb, bei mir im Haus. Durchs Fenster gekommen, es war keine Absicht, ich hatte Angst. Auf einmal stand er im Dunkeln vor mir. Ich konnte ihn doch nicht erkennen, schrecklich.«

»Ich glaube«, versuchte der Bürgermeister ihn zu beruhigen, »du solltest erst einmal einen trinken. Komm, setz dich in die Stube, Ottilie bringt dir was.«

»Nein, es geht nicht, er ist tot, verstehst du nicht. Er kam durchs Fenster, stand im Raum. Er ist tot, bei mir im Haus. Ich hatte gerade die Flinte bei mir, und wie er da im Dunkeln vor mir stand, habe ich Angst gekriegt und abgedrückt. Ich habe ihn getroffen, er ist tot.« Jetzt wurde auch Herr Carl zusehends blasser

im Gesicht und setzte sich in der Wirtsstube auf eine Bank. Alle Augen waren auf ihn und den mir Fremden gerichtet. Zuerst sagte er kein Wort, dann endlich schaute er den zitternden Mann starr an und fragte: »Was sagst du da? Du hast den Dieb erschossen?«

Der Mann sagte nichts, der Wirt und alle anderen ebenso. Nach einem Moment der Stille durchschnitt die Frage den Raum, auf die alle gewartet zu haben schienen: »Wer ist es denn?«

»Mickels Konrad.«

Und wieder war kein Geräusch und keine Stimme zu vernehmen bis auf das schnaufende Atmen der im Raum Versammelten. Wir müssen Minuten so verharret haben, ich immer noch im Flur stehend, die anderen am Biertisch. Endlich stand Herr Carl auf und sprach die erlösenden Worte: »Also, dann lasst uns gehen und schauen. Du, Karl, radelst nach Ranstadt und holst den Gendarmen, auch wenn er schon im Bett liegen sollte. Wer den Anblick ertragen kann, folgt mir zum Haus von Otto. Alle anderen sollten nun lieber nach Hause gehen. Die Wirtsstube ist geschlossen.«

Schweigend erhoben sich die Männer und verließen das Haus. Vor der Tür wartete eine Handvoll Leute, die den Bürgermeister begleiten wollten. Die Stubenmagd hatte Stalllaternen gebracht, um den Weg zu beleuchten. Bevor er sich zum Gehen wandte, trat Herr Carl auf mich zu und sagte: »Es tut mir leid, dass so etwas am ersten Abend passieren muss, an dem Sie hier sind. Sicher wollen Sie sich in Ihre Stube begeben, um nicht weiter von der unangenehmen Angelegenheit behelligt zu werden.«

Ich weiß nicht, warum ich ihm antwortete: »Nein, keineswegs. Ich könnte sowieso nicht schlafen, ich komme mit.« Vielleicht hatte ich unterschätzt, was ich am Unglücksort zu sehen bekommen sollte. Vielleicht war ich einfach neugierig, wie es schon so oft meine Eigenart war. Ich kann nicht sagen, was mich dazu bewog, mit Herrn Carl den Toten und das Haus zu inspizieren. Im Nachhinein habe ich es bereut. Zu grausam war es, was ich zu sehen bekam.

Zu sechst machten wir uns auf den Weg, Friedrich Carl, jener Otto, drei weitere Männer aus dem Wirtshaus und ich. Wir mussten durch das halbe Dorf laufen, obwohl die eigentliche Stelle, wo der Dieb seinen Tod gefunden hatte, nicht weit von der Gastwirtschaft entfernt lag. Der Bach lag als Hindernis zwischen beiden Plätzen. Herr Carl übernahm es, mich mit dem verstörten Menschen bekannt zu machen, der den Dieb im eigenen Haus überrascht hatte. Es war ein gewisser Otto Albrand, ein Jagdaufseher, der allein lebte. Offenbar hatte er im Dorf viele Freunde, wie ich aus den wenigen und kurzen Gesprächen erfuhr, die auf dem Weg zur Stätte des Unfalls geführt wurden.

Die Tür des Unglückshauses stand sperrangelweit offen, innen brannte eine einzelne Lampe. Schon wenige Meter von der Tür entfernt konnten wir den Schatten des leblosen Körpers erkennen. Zwei unnatürlich verrenkte Beine lugten aus dem Halbdunkel hinter der Schwelle hervor. Mir wurde beklommen zumute, und ich erwog, zum Gasthaus umzukehren. Andererseits wollte ich meine Angst nicht vor den anderen eingestehen, und so trat ich mit ihnen auf das Haus zu. Wir hielten einen kurzen Moment inne, als wir vor der Türschwelle standen. Keiner wagte den ersten Schritt zu tun. Bis Otto Albrand mit zitterndem Gang vorsichtig ins Haus schlich, als wolle er die Ruhe des Toten nicht stören. Wir folgten, ich zuletzt. Ich werde jenes Bild des Grauens nie vergessen können, das sich mir bot. Der Mann lag wie erschlagen vor uns, zu einem Haufen leblosen Fleisches zusammengesackt. Sein Kopf befand sich in einem noch irrwitzigeren Winkel zu dem restlichen Körper als die Beine.

Im Flackern unserer Lampen schienen sich die einzelnen Glieder sanft zu bewegen, so als würde jedes einzelne für sich leben und atmen, auch wenn dem Ganzen alles Leben ausgetrieben worden war. Doch was mich zuriefst ergriff, war das Gesicht des Toten. Es war nur noch eine Fratze, ein klägliches Schattenbild des wahren, lebendigen Gesichtes. Die Zähne waren gebleckt, wie bei einem Raubtier, die Stirn in Falten gezogen. Mitten auf der Stirn

befand sich ein intensiv roter Fleck von der Größe einer Kinderhand. Das Blut rann von dort über die halb geschlossenen Augen auf den Fußboden.

»Mein Gütiger, der ist aber zugerichtet.« Einer der drei Männer hatte die ersten Worte gesprochen.

»Da kommt jede Hilfe zu spät.«

»Ich weiß«, sagte Otto Albrand. »Das wusste ich sofort. Ich sah es auf den ersten Blick, dass er auf der Stelle tot war. Er rührte sich nicht mehr.« Er hatte sich von dem Toten abgewandt und starrte in die andere Ecke des Ganges. Dann deutete er auf die Treppe am anderen Ende. »Dort oben stand ich. Es war dunkel.«

»Wie ist es passiert? Man erschießt doch nicht mir nichts dir nichts einen Menschen, nur weil er im Dunkeln vor einem steht.« Friedrich Carl war auf den geknickten Otto Albrand zugetreten. »Sag schon, wie ist es passiert?«

»Ich war oben. Der Tag war anstrengend. Ich saß ohne Licht im Zimmer und schaute in den Garten. Ich wollte jeden Moment zu Bett gehen. Da hörte ich das Geräusch. Unten, im Flur am Fenster. Ich nahm meine Flinte, sie stand vom Tage noch geladen bei mir. In diesem Moment muss Konrad noch draußen gewesen sein. Ich verließ das Zimmer mit der Flinte in der Hand und stieg hinunter in den Hausflur. Gerade, als ich auf der Treppe war, wurde ein Fenster aufgestoßen, und eine Gestalt schlüpfte hindurch ins Haus. Er muss mich gesehen haben, er zuckte zusammen und stand wie angewurzelt. Dann wollte er mich angreifen, denn er ging auf mich zu. In dem Moment riss ich die Waffe hoch. Ich hatte Angst, es bewegte sich nur ein Schatten. Die Flinte hielt ich im Anschlag. Der Eindringling bedrohte mich. Er kam immer näher. Da schoss ich. Ich konnte es zuerst selbst nicht fassen. Erst als er so vor mir lag, zündete ich eine Lampe an und erkannte, dass es Konrad war. Ich rannte sofort los zu euch.«

»Geschehen ist geschehen. Ändern kann man es nicht mehr. Es muss eine Untersuchung geben.«

Otto Albrand nickte still. »Wir dürfen nichts berühren«, fuhr Herr Carl fort. »Der Gendarm muss jeden Moment hier eintreffen.«

Ich wartete nicht mehr auf sein Kommen, sondern verabschiedete mich von der ungewöhnlichen Totenwache und begab mich zum Gasthof zurück, wo ich mich in meinem Zimmer an den wackeligen Tisch setzte und niederschrieb, was ich heute erlebt hatte. Ich bin am Ende angelangt, es gibt nichts mehr zu sagen. Der Docht meiner Lampe ist niedergebrannt, sie wird bald verlöschen. Eine Weile stehe ich noch am offenen Fenster. Die Nacht ist kalt, und die Winterluft schmeckt nach Rauch.

19. Februar 1914

ES IST SPÄTER Nachmittag, ich habe eine Weile in meinem Zimmer geruht. Ich war heute nicht spazieren, die Ereignisse im Dorf hielten mich für den bisherigen Tag beschäftigt. In der Frühe, ich hatte nur wenige Stunden geschlafen, machten sich im Haus Stimmen und Geräusche, wie etwa heftiges Schlagen der Türen, breit. Langsam sickerte mir das Erlebnis des gestrigen Abends wieder ins Gedächtnis. Ach ja, ein Einbruch hatte stattgefunden, und der Dieb war erschossen worden. Es dauerte eine Weile, bis jede einzelne Szene wieder klar und deutlich vor meinen Augen stand. Ich stand auf, machte mich frisch und kleidete mich an. Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Der Tag war trüb und neblig, so wie meine Gedanken. Ein Mensch war umgekommen, durch seine eigene Schuld. Seine Leiche hatte in mir ein ungutes Gefühl des Schreckens und Abscheus vor der Gewalt zurückgelassen.

Die Untersuchungen mussten bereits in vollem Gange sein. Nicht allein durch meine Anwesenheit im Dorf fühlte ich mich mit jenem furchtbaren Ereignis verbunden. Es hatte mich so tief berührt, dass ich mir auf keinen Fall die Einzelheiten der Tragödie entgehen lassen wollte. Die Gaststube war leer. Dafür hatte man jenen Raum dahinter in Beschlag genommen, der dem Bürgermeister für seine Amtshandlungen vorbehalten war. Otilie Carl trug gerade ein Tablett mit Schnapsgläsern in das Zimmer, als ich ihr über den Weg lief. »Guten Morgen, Herr Kolano, so früh schon unterwegs?«

»Guten Morgen, ist Ihr Mann zu sprechen? Ich hätte gerne gewusst, ob sich in der Angelegenheit, ähm, in der Sache mit dem Einbrecher noch etwas getan hat.«

»Was Sie jetzt brauchen, ist ein ordentliches Frühstück. Ich habe frische Eier und Milch, setzen Sie sich. Platz ist ja genug.«

»Ich würde gerne zuerst mit Ihrem Mann reden. Der Tote geht mir nicht aus dem Kopf, verstehen Sie?«

»Ach was, ich decke jetzt den Tisch, und Sie werden brav essen. Mein Mann ist sowieso nicht abkömmlich, die Herren aus der Stadt sind eingetroffen und wollen Bericht erstattet bekommen, bevor sie sich den Tatort ansehen.«

»Die Untersuchung findet also heute Morgen statt? Ich würde gerne dabei sein. Könnten Sie das Ihrem Mann ausrichten?«

»Alles werde ich ausrichten, sobald Sie am Tisch sitzen und Ihr Frühstück einnehmen.«

Um des lieben Friedens willen setzte ich mich an den Tisch in der Gaststube, wo ich auch schon am Abend zuvor gesessen hatte, kurz bevor uns die schreckliche Nachricht erreichte. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Türe zum »Bureau« des Bürgermeisters. Fünf Herren, unter ihnen Herr Carl, verließen den Raum. Herr Carl trat sogleich auf mich zu und stellte mich vor: »Herr Kolano aus Frankfurt, er ist bei uns zur Kur, er will die Landluft genießen.« Er übernahm es auch, mich mit den vier Herren in seiner Begleitung bekannt zu machen. Zwei von ihnen, Schlaga und Wirtz, bekleideten Posten der örtlichen Gendarmerie aus dem Nachbardorf. An den anderen beiden konnte man sofort erkennen, dass sie höhere Posten innehatten.

»Herr Pfeiffer und Herr Kniebich von den vorgeschalteten Stellen.« Beide trugen einen dunklen Gehrock und einen passenden Zylinder. Man hätte sie sehr leicht verwechseln können, da sie sich auch sonst sehr ähnlich sahen. Beide trugen zum Beispiel einen stolzen Kaiser-Wilhelm-Bart und einen Mittelscheitel, der das ölig zurückgekämmte Haar sorgsam auf beide Kopfhälften verteilte.

»Ich habe sie über den Vorfall aufgeklärt. Das meiste ist noch heute Nacht getan worden, als Sie sich schon zu Bett begeben hatten. Die Leiche wurde in die Leichenhalle gebracht und der Unfallort grob untersucht. Es war wohl so, wie Otto es uns gesagt hat. Im Garten haben wir Spuren gefunden. Konrad Mickel, der Einbrecher, hatte sich durch den Garten, der zur Straßenseite liegt,

ans Fenster herangeschlichen. Das Fenster hat er mit einem Messer aufgebrochen, das eindeutig als gestohlen identifiziert wurde.«

Die Gehrock-Zwillinge stimmten ihm durch ein unauffälliges Nicken zu. Gerade wollte ich Herrn Carl fragen, ob er es mir erlauben würde, bei den Untersuchungen dabei sein zu dürfen, als er mir zuvorkam: »Würde Sie es nicht interessieren, uns bei der Arbeit begleiten zu dürfen?«

»Sicher, wenn es mir denn gestattet ist ...«

»Ich glaube nicht, dass jemand von uns etwas dagegen hätte.« Alle vier Gendarmen schüttelten ihre Köpfe. Wir verließen das Gasthaus. Der Nebel hatte sich zwischenzeitlich zurückgezogen. Einzelne Fetzen hing an Waldrand weit weg vom Dorf.

Die Untersuchung selbst war nicht im geringsten so spannend, wie ich es mir vorgestellt hatte. Es wurde gemessen und eingetragen, so als sollte eine neue Straße oder ein Haus errichtet werden. Ich musste auf dem Gartenweg bleiben, um eventuelle Spuren nicht zu beschädigen. Das Fenster wurde in Augenschein genommen und der Hausgang, wo der Dieb erschossen worden war. Ab und zu weihte mich Herr Carl in den Stand der Dinge ein. Er selbst verstand auch nicht viel davon, was die Gendarmen hier trieben, denn es war das erste Mal, dass eine Untersuchung wie diese im Dorf nötig war.

»Hier«, winkte er mich herbei. »In der feuchten Erde sind Fußabdrücke zurückgeblieben. Daran kann man erkennen, auf welchem Weg der Konrad sich ans Haus rangelassen hat. Ich wette, dass man an seiner Schuhsohle dieselbe Erde finden wird.«

Ich hatte mich vom meinem Platz auf dem Weg herunterbegeben und war zu Herrn Carl in den Garten getreten. »Dort sind noch mehr Spuren«, fiel mir auf. »Sie führen vom Weg quer durch den Garten zu den Fußstapfen des Einbrechers und wieder zurück.«

»Sicherlich von einem Polizisten oder einem Neugierigen. Das kommt davon ...«

Ich hatte mich zur Erde hinuntergebeugt, denn ein Fußstapfen war mir besonders aufgefallen. Mitten in der Spur steckte aufrecht ein rostiger Nagel. Er ragte einige Zentimeter aus dem Erdreich heraus, musste also nachträglich in die Spur gesteckt worden sein. Es verwunderte mich, wozu das gut sein sollte. Wahrscheinlich, so kam es mir zuerst in den Sinn, war er von einem der Sachverständigen zu gewissen Messzwecken oder Ähnlichem hineingesteckt worden. Ich ließ ihn stecken, machte aber Herrn Carl auf den Nagel aufmerksam. Auch er bückte sich zu mir hinunter und nahm den Abdruck in Augenschein. Als er zu mir aufblickte, schien er besorgt und vielleicht auch beängstigt. Mit einem Ruck zog er den unscheinbaren Nagel aus der Erde und trat auf die Gendarmen zu, welche immer noch im Haus standen. Ich konnte nicht hören, was sie sprachen, dazu waren sie zu weit weg. Soweit ich es erkennen konnte, waren sie dabei, sich eingehend zu beraten. Ich konnte mir nicht vorstellen, weshalb solch ein winziger, verrosteter Nagel solch eine Wirkung ausübte. Herrn Carls Verhalten war und blieb mir schleierhaft. Erst recht, als er zu mir zurückkam, und sich dicht an meine Seile stellte und mir zuflüsterte: »Hören Sie, es ist besser, niemandem von diesem Fund zu berichten. Am besten sprechen Sie zu niemandem über den Nagel, tun Sie so, als hätten Sie ihn nie entdeckt.«

»Aber, warum denn?« wollte ich wissen. Herrn Carls absonderliches Verhalten schien mir im Vergleich zur Nichtigkeit meines Fundes unverhältnismäßig.

»Glauben Sie mir«, fuhr Herr Carl fort. »Es ist besser, dass niemand davon weiß, um keine Unruhe und Gerüchte über den Tod Konrad Mickels zu schüren. Momentan kann ich nicht verraten, was es mit dem Nagel auf sich hat. Sie müssen das verstehen.«

Dann schleuderte er meinen Fund in hohem Bogen in eine nahe Hecke. Die Sache war damit erledigt. Wir sprachen nicht mehr davon, auch nicht mehr auf dem Heimweg.

Wie auch immer der Nagel in den Fußstapfen gelangt ist, er muss nachträglich hineingedrückt worden sein. Aber wer, frage ich

mich, sollte das getan haben? Und aus welchem Grund? Womöglich war es ohne feste Absicht geschehen, so wie man einen Zweig im Vorbeigehen von einem Baum bricht oder einen Stein aufhebt und wieder fortwirft. Das könnte aber nicht Herrn Carls seltsame Reaktion auf diesen Fund erklären. Wie auch immer es war, ich will mir den Kopf darüber nicht länger zerbrechen. Die Sonne hat gerade die Wolken durchbrochen, und ich sollte nicht länger in der Stube hocken. Den Nachmittag werde ich mit einem ausgedehnten Spaziergang zubringen. Schließlich ist das der Grund für meinen Aufenthalt hier, nicht irgendwelche verrosteten Nägel.

Wieder ist die Nacht hereingebrochen, und ich weiß, welche mysteriöse Bewandtnis es mit dem Totennagel auf sich hat. Ja, ein Totennagel ist es, den ich fand. Ein Zaubermittel, ein Hexenwerkzeug. Ich hatte nicht geahnt, was ich in der Hand hielt. Wie es scheint, ist hier auf dem Lande der Aberglaube noch weiter verbreitet als sonst wo. Die Menschen spucken auf den Boden, drehen sich im Kreis und schlagen das Kreuz, nur um sich vor den Schlägen des Schicksals sicher zu fühlen. Sie glauben, ein Fluch hätte die Macht eines kaiserlichen Schreibens. Ein zersplitterter Ast, der stracks auf ein Haus deutet, würde eine Panik in der ganzen Familie auslösen, denn sie sind tatsächlich der Auffassung, dass alle in dem Haus Lebenden von Krankheit befallen werden. Ich verstehe nun, dass Herr Carl nicht wollte, dass ich von meinem Fund erzählte. Ob auch er an diesen Unsinn glaubt, kann ich nicht sagen. Aber er hat vorausgeahnt, was ich heute versehentlich und ohne schlimme Absicht anrichtete.

Es war am Abend, ungefähr um sechs Uhr. In der Wirtsstube waren kaum Gäste. Diesmal saß ich nicht alleine am Tisch, die Männer, mit denen ich gestern Abend im Hause war, wo sich das Unglück ereignete, hatten mich an ihren Tisch eingeladen. Um nicht als Spaßverderber zu gelten, hatte ich mich zu ihnen gesetzt, auch wenn es mir schwerfiel, dem Gespräch zu folgen. Die Männer gaben sich Mühe und erklärten mir Wörter, die mir fremd waren.

Das Gespräch drehte sich natürlich um den Einbruch, den Schuss, den Tod des Diebes und die Untersuchungen des heutigen Tages.

»Ich kann euch sagen, Leute, ein Vergnügen war das nich.

Mit dem Adolf zusammen hab' ich den Toten ins Leichenhäuschen bringen müssen. Und natürlich kein Sarg da, aber liegenlassen konnten wir ihn nich.«

»Und wie habt ihr's denn angestellt?«

»Die Karre ham wir geholt aus dem Leichenhäuschen und 'ne Decke drüber gelegt.«

»Warum denn solche Umstände? Die Mistkarre un paar Säck drüber, hätt' geschickt für den. Da darf man kein Mitleid haben, wie der uns beklaut hat.«

»Recht hat de Alfred, dem is eh Recht geschehe, dass er abgeknallt worde is. Der hat's nich anders verdient.«

»Schwätzt doch net so ein Zeug zusammen, das steht noch lang net fest, dass er ins Haus eingebrochen is.«

»Ach was, frag doch den Kerle aus de Stadt, er war heut morgen dabei, wo die gelackte Herren sich das angeguckt habe. Der wird's wohl wisse.« Mit diesen Worten wandte sich der Sprecher an mich.

Ich stellte meinen Apfelwein beiseite und bestätigte ihn: »Inzwischen weiß man, dass Konrad Mickel in das Haus eingebrochen ist. Er schlich sich im Schutz der Dunkelheit an ein Fenster heran, brach es mit einem gestohlenen Messer auf und stieg dann in das Haus ein. Man hat die Fußspuren sogar mit seinen Schuhen verglichen, selbst die Erde an der Sohle ist dieselbe wie im Garten. Am Verlauf des Unglücks gibt es keine Zweifel.«

»Wer sagt denn, dass das für uns ein Unglück ist. Den Dieb sind wir nun los, war man doch nicht mehr sicher, des eignen Hab und Guts beraubt zu werden.«

»Und was geschieht jetzt?« wollte ein anderer wissen. »Wird Anklage erhoben gegen den Albrand?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Der unselige Schütze wird sich vor Gericht verantworten müssen, das steht fest.«

»Immer die Falschen trifft es. Albrands Otto ist unschuldig, das ist doch die klarste Sache der Welt.«

»Man wird ihn wohl freisprechen, schätze ich. Er hat sein Eigentum verteidigt und in Notwehr gehandelt. Herr Mickel war bewaffnet!«

»War ja auch noch schöner, wenn de Albrands Otto 'ne Strafe aufgebrummt bekäm.«

»Aber«, meldete sich nun ein Mann zu Wort, der sich am Gespräch bisher kaum beteiligt hatte, »erschossen hat er ihn doch.« Sofort hatte er die Stimmen aller gegen sich. Gerechtigkeit müsse Gerechtigkeit bleiben, solle man sich alles gefallen lassen? Notwehr sei kein Mord. Ich hielt mich bei der Angelegenheit zurück. Meine Meinung ist, dass der Einbrecher selbst schuld war an seinem Tod, und nicht sein Opfer, das zu dem Schuss schließlich erst durch die Missetat des Einbrechers gezwungen wurde.

Im Laufe der Zeit füllte sich die Wirtsstube. Neugierige kamen, die alle von den Ergebnissen und Spekulationen über den Todesfall hören und diskutieren wollten. Der Abend schritt voran, Apfelwein und Bier wurde aufgetragen. Ich trank, wie es meine Gewohnheit ist, in Maßen. Hier kann man mir keinen Vorwurf machen. Der Alkohol war es nicht, der meine Zunge lockerte. Mit einem Mann, der auf dem Platz neben mir saß, hatte ich mich näher bekannt gemacht. Sein Name war Louis Scherer. Er konnte nicht genug hören von dem Auffinden der Leiche gestern Abend und den Untersuchungen heute Morgen. »Und Sie, Sie haben mitgeholfen, als die Herren alles untersucht haben?«

»Gewiss, man sollte stets versuchen, in allen Dingen seinen Horizont zu erweitern. Es ist kaum zu glauben, zu welch erstaunlichen Leistungen wir dank der Wissenschaften fähig sind.«

»Sie sind ein gebildeter Mensch, das habe ich gleich erkannt.«

Ich winkte mit der Hand ab. »Ach, es gibt Leute, die sind tausendmal gescheiter als ich.«

»Nein, nein. Sie können mir glauben. Ich habe einen Blick dafür, wer vornehm ist und was im Kopf hat. Ich sehe das den Menschen auf den ersten Blick an. Sie waren sicherlich den Gendarmen eine große Hilfe.«

»Eigentlich habe ich nur zugesehen.« Ich musste an den Nagel denken und unwillkürlich lachen. »Ha, das Einzige, was ich entdeckt habe, ist ein alter, verrosteter Nagel.«

»Ha ha«, musste nun auch Louis Scherer lachen. »Einen Nagel? Und was hatte der für eine Bedeutung?«

»Gar keine. Jemand hatte ihn in einen Fußstapfen des Einbrechers gedrückt. Aus Spaß oder warum auch immer.«

Das Lächeln auf dem Gesicht meines Tischnachbarn erstarb. »Was, der Nagel steckte in dem Fußabdruck?«

»Ja, eigentlich sollte ich nicht darüber reden, fällt mir ein.«

»Wie steckte er in dem Abdruck? Schaute er heraus? Lag er darinnen, oder wie?«

»Aufrecht, halb reingedrückt.«

»Himmel, ein Totennagel!« Er hatte es herausgebrüllt. Jedermann am Tisch war auf uns aufmerksam geworden. Alle Augen auf uns gerichtet hingen sie an unseren Worten, um es vielleicht noch einmal zu vernehmen: Einen Totennagel hatte ich gefunden. Auch an den Nebentischen wurde man auf uns aufmerksam, die Gespräche erstarben. Nur in einer Ecke des Raumes palaverten zwei schwerhörige Alte miteinander.

»Wer hat hier was von einem Totennagel gesagt?« wollte einer wissen. Louis Scherer deutete auf mich. Was sollte ich tun? Ich hatte nicht im geringsten solch eine Reaktion erwartet. Auch Herr Carl war zu uns getreten.

»Herr Kolano, ich hatte Sie um etwas gebeten.«

»Es tut mir leid«, versuchte ich mich zu entschuldigen. »Es ist mir herausgerutscht, keine Absicht. Tut mir leid.«

Er drehte sich weg und verließ den Raum. Plötzlich stürmte man mit Fragen auf mich ein. Wo ich den Nagel gefunden hätte und wann. Wessen Spur es gewesen sei. Warum ich vorher nichts gesagt hatte. Ich stand auf, schüttelte die Neugierigen von mir ab und folgte Herrn Carl. In der Küche fand ich ihn. »Sie müssen mir glauben, dass es mir leid tut. Ich wollte nicht von dem Nagel erzählen. Ich hatte doch keine Ahnung ...«

Er rührte unentwegt in einem braunen Topf und sah mich nicht an. »Nehmen Sie meine Entschuldigung an?« Er rührte weiter. Nach einer Weile beidseitigen Schweigens sagte er leise: »Vielleicht hätte ich Ihnen gleich die ganze Wahrheit über den Nagel sagen sollen. Dann hätten Sie verstanden ...«

»Was hat es mit dem Nagel auf sich? Was ist ein Totennagel?«

»Nun kann ich es ja verraten. Die Menschen hier sind sehr abergläubisch. Man kann ihnen mit allerhand Tricks und faulem Zauber Angst machen.« Unentwegt rührte er weiter. Dann sprach er wieder: »Der Nagel ist solch ein fauler Zauber. Man nennt ihn Totennagel, weil er auf dem Friedhof gefunden worden sein muss, also von einem Sarg stammt. Man verwendet ihn, um einem anderen Menschen den Tod an den Hals zu wünschen. Dazu muss man ihn unter Hersagen einer bestimmten Zauberformel in den Fußstapfen des Betreffenden drücken. Dann wird ihn innerhalb einer gewissen Zeit der Tod ereilen.«

»Darüber regen sich die Leute so auf?«

»Sie glauben fest daran. Sie haben Respekt vor den Hexenkünsten.«

»Aber man muss den Leuten doch vor Augen führen, wie die Wissenschaft unser Verständnis von solchen Dingen verändert hat. Das einfachste in diesem Fall wäre es zu zeigen, dass der Betroffene noch lebt und dies auch noch weiterhin tut.«

»Herr Kolano, in wessen Spur steckte der Nagel?«

»Konrad Mickels.«

»Genau, und der liegt gerade mit einer Kugel im Kopf in der Leichenhalle.«

Diese Erkenntnis traf mich unvermittelt wie ein Schlag ins Gesicht. In der Aufregung hatte ich dies überhaupt nicht bedacht. Es entsetzte mich, wie genau der Fluch sich erfüllt zu haben schien. Ich zitterte am ganzen Körper. Sogleich wurde ich aber wütend auf mich selbst. Wie konnte ich diesen Humbug glauben? Ein Zusammentreffen der Umstände, nichts weiter. Keine Magie, keine Hexenkunst. Es dauerte nicht lange, und ich war wieder im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte. »Glauben Sie an den Fluch?« fragte ich Herrn Carl.

»Das interessiert mich nicht, da müssen Sie sich an unseren Pfarrer wenden. Was mich interessiert, ist etwas anderes. Die Unruhe, die ins Dorf kommt. Das Gerede vom Fluch, der Tratsch und die Gerüchte. Irgendeiner muss den Totennagel in den Fußstapfen gedrückt haben. Wer? Es gibt da auch noch einen zweiten Teil des Fluchs. Die Magie des Totennagels wendet sich gegen denjenigen, der den Nagel in die Spur gedrückt hat. Hilft er nicht beim Zugschaufeln des Grabes seines Opfers, so kehrt sich der Fluch gegen ihn, und auch er wird binnen kurzer Zeit sterben. Glauben Sie mir, es kommt noch ein großer Ärger auf uns zu.« Bei den letzten Worten hatte er mich angeblickt. Jetzt rührte er wieder in seinem Topf. Ich ging aus der Küche und trottete in die Wirtsstube, um das Schlimmste zu verhindern. Ich hätte es lassen sollen. Es ging drunter und drüber. Louis Scherer hatte alles erzählt, es war bekannt, in wessen Fußspur der Totennagel von mir gefunden worden war. Jeder redete auf den anderen ein, jeder wollte sich aufspielen und wichtig tun.

»Lasst's euch gesagt sein. Ein Totennagel ist kein Spaß und kein Spielzeug. Ich kannte mal einen, der fand auch einen Nagel in seiner eigenen Spur ...«

»Red' keinen Unsinn, alte Geschichten sind das.«

»Aber wahr.«

»Überliefertes Wissen der Hexen und Hexenmeister. Es stimmt, alles stimmt. Es gibt einen Fluch.«

»Ach, wo denn?«

Die große Zahl der Stimmen war von der Existenz des Totennagel-Fluchs überzeugt, ohne darüber nachzudenken. Ich stellte mich in die Mitte des Raumes und erhob meine Stimme, die im allgemeinen Gebrüll unterging. Schnell entschlossen griff ich einen Bierhumpen und zerschmetterte ihn an der Wand. Damit gelang es, mir Gehör zu verschaffen. Ich nutzte den Moment und stellte einige Sätze in den Raum: »Ja, gute Leute, es stimmt. Ich habe einen Totennagel gefunden. Und er steckte auch in dem Fußstapfen eines Menschen, der nun tot ist. Aber, überlegt euch die Sache gut, wer kann denn sagen, dass das eine mit dem anderen zu tun hat?«

»Schon oft genug ist es passiert«, rief jemand aus der Menge. »Ein Vetter von mir wohnt in einem Dorf, da geschah dasselbe. Ein Mann starb, später fand man den Nagel in seiner Spur.«

»Wer will denn sagen, dass es die Spur genau dieses Mannes war?« stellte ich dem entgegen. Ich wusste, dass es ein schlechtes Argument war, doch in der Eile fiel mir nichts Besseres ein.

»Einer fand den Nagel in seiner eigenen Spur, fünf Tage später war er tot. Er wurde im Stall vom eigenen Pferd zerquetscht.«

»Das lässt sich erklären. Mit ein wenig gesundem Menschenverstand lässt sich alles erklären«, versuchte ich zu erklären. »Der Mann fand den Nagel, er hatte Angst. Er wurde unsicher, beachtete nicht die Sicherheitsregeln. Vielleicht hat sogar das Pferd dies instinktiv gespürt und wurde auch nervös.«

»Unsinn, der Nagel hat ihn umgebracht!« stellte sich mein Gegner quer. Ich ärgerte mich, dass den Bauern mit Logik und Erkenntnis nicht beizukommen war.

»Ein Nagel ist ein Stück Eisen. Es hat keine Macht über die Menschen. Es besteht aus simplem Metall.« Ich schrie schon fast, wie hätte ich sie anders überzeugen sollen?

»Es ist kein einfacher Nagel«, begann wieder einer aus der Menge der Dörfler. »Er stammt von einem Sarg, und es braucht eine Zauberformel, wenn man ihn in die Spur drückt.«

Ich schlug mit der Faust auf den Tisch. »Stellt euch die Situation vor: Der Dieb schleicht durch den Garten. Ein Unbekannter

entdeckt ihn und alarmiert nicht den Gendarmen, sondern benutzt einen Totennagel, den er ganz zufällig mit sich führt, um ihn zu töten. Ausgemachter Unsinn! Hätte er dazu überhaupt die Zeit?« Ich blickte triumphierend in die Runde, spürte unterschwellig aber, dass ich noch nicht gesiegt hatte. Ich redete weiter: »Hier sind wir am wichtigsten Punkt der Angelegenheit angekommen: Wann wurde der Nagel in die Spur gedrückt? Die Spur entstand gestern Abend, kurz bevor Konrad Mickel erschossen wurde. Den Nagel fand ich heute Morgen. Stunden liegen zwischen beiden Ereignissen. Wer garantiert mir, dass der Nagel nicht von einem Scherzbold heute früh in die Spur gedrückt wurde?«

»Mit einem Zauber scherzt man nicht!« rief einer.

»Vielleicht geschah es nicht absichtlich.«

»Wer drückt denn ohne Absicht einen Nagel in den Erdboden?«

»Was weiß ich? Leute, stellt euch doch nicht quer, denkt doch selbst einmal nach! Was sollten zwei Ereignisse gemein haben, die völlig unabhängig voneinander stattfinden?« Ich hatte mich in Rage geredet, ich musste es ihnen beweisen, und das wollte ich auch. »So, hört zu, was ich euch sage: Ich werde denjenigen finden, der die Verwirrung unter euch gestiftet hat. Jawohl, ich finde ihn, der den Nagel in die Erde gesteckt hat! Er wird mir die Wahrheit sagen müssen: Er muss zugeben, dass er das Narrenstück mit dem Nagel getrieben hat, nachdem der Einbrecher erschossen wurde. Euren Zauberer, euren Nagelmörder, euren Hexenkasper werde ich finden. Alles wird er zugeben müssen.« Die Stille im Raum war wie ein Trommelfell zwischen mir und den Dorfbewohnern gespannt. »Ich gebe euch mein Versprechen, mein Ehrenwort. Ich finde ihn. Ihn und die ganze Wahrheit.«

Ich dachte mir, der Moment für einen theatralischen Abgang wäre nun am günstigsten. Ich stürzte aus der Wirtsstube, durch den Flur und in mein Zimmer. Meine Wut war echt, aber überstürzt. Ich kann mir nicht erklären, warum ich so heftig reagierte. Es mag sein, dass ich meinen Fehler, das Geheimnis verraten zu haben,

wieder wettmachen wollte. Womöglich konnte ich nicht hinnehmen, wie leichtgläubig die Bauern auf dem Dorf sich ihren Ängsten vor überirdischen Kräften hingeben.

Zur Ruhe hatte ich zurückgefunden, die Wahrheit über den Nageltäter werde ich erkämpfen müssen. Wie leichtsinnig war es von mir, vor allen Leuten mein Versprechen zu geben. Wo soll ich mit meinen Nachforschungen beginnen? Jeder im Dorf kann den Nagel in den Fußstapfen gedrückt haben. Mein größtes Problem ist, dass mir alle Menschen des Dorfes Fremde sind. Zuerst werde ich viele von ihnen kennenlernen müssen, am besten alle. Doch wo beginnen?

Mir kommt eine Idee, wie man die Sache wird angehen können. Der Nageltäter muss in der Erde selbst Spuren hinterlassen haben, habe ich sie nicht heute Morgen selbst gesehen? Ja, eine zweite Spur führte zu Konrad Mickels Spur und wieder zurück. Hier würde ich beginnen müssen, hier hielt ich ein eindeutiges Indiz in Händen. Doch wie werde ich es unternehmen, die gefundenen Spuren mit den Schuhen der Leute zu vergleichen? Unmöglich kann ich mir alle einzeln vornehmen, zu mir bestellen und Größe und Form ihrer Schuhe kontrollieren. Ich muss mir eine List ausdenken. Vor allem muss ich schlafen, es ist meiner Gesundheit nicht zuträglich, bis tief in die Nacht hinein zu schreiben und zu grübeln. Ich muss mich erholen. Morgen werden wir weitersehen.

20. Februar 1914

HEUTE MORGEN BEFRAGTE ich Ottilie Carl nach den Beteiligten an der Tragödie, deren Zeuge ich geworden war. Ich saß am Frühstückstisch, als ich die Frau meines Wirtes bat, bei mir Platz zu nehmen und ein wenig über Konrad Mickel zu erzählen.

»Was soll ich erzählen? Er ist tot, und alles Reden wird ihn kaum lebendig machen. Viel zu erzählen gibt es da nicht.«

»Was für ein Mensch war er? Hatte er Familie? Wie lebte er? Hätten Sie ihn verdächtigt, der Dieb zu sein?« Eigentlich wusste ich selbst nicht, wo ich mit meinen Nachforschungen ansetzen sollte. Vielleicht würde auf diese Weise etwas Interessantes gesagt werden, das mir weiterhelfen konnte.

»Der Mickels Konrad war ein Mann wie jeder andere auch im Dorf. Hatte Familie, eine Frau und zwei Kinder. Ist ja auch nicht sehr alt. Hm, ich meine: ist nicht sehr alt geworden. Sein Vater lebt im selben Haus, aber eigentlich in seiner eigenen Welt. Bekommt nicht alles mit, hat sehr nachgelassen mit dem Gedächtnis und so.«

»War er beliebt im Dorf?«

»Was heißt beliebt? Er hatte Freunde wie jeder andere auch. Natürlich hat er sich auch genauso oft gestritten wie jeder andere auch, besonders wenn er getrunken hatte.«

»Trank er viel?«

»Nicht oft, ein Säufer war er nicht. Immer dabei, wenn gefeiert wurde, sicher, aber kein Säufer.«

Es gelang mir nicht, mir ein Bild von dem Toten zu machen. Wenn ich an ihn dachte, dann stieg in mir das Bild der furchtbaren Fratze auf, die mir am ersten Abend, am Abend des Unglücks, entgegenstarrte. Eine Fratze mit einem Loch in der Stirn.

»Sie sagen, er stritt sich oft. Hatte er Feinde?«

»So hab' ich das nicht gemeint. Streit, ja, aber nach fünf Minuten war die Sache wieder vergessen. Der Konrad, der arbeitete im Steinbruch, da muss einer auf den anderen achtgeben. Zank und Zwist kann man sich dort nicht leisten.«

Ich hatte den Steinbruch auf einem Spaziergang von der Ferne gesehen. Er ist nicht der einzige in der näheren Umgebung, zwei andere liegen nicht weit vom Dorf entfernt. Der größte Teil der Männer aus dem Dorf arbeitet dort. Sie bauen Basalt ab für den Straßenbau.

Solange ich mir über den Charakter des Toten nicht im Klaren war, musste ich mich auf das Urteil anderer verlassen: »Hätten Sie es für möglich gehalten, dass Konrad Mickel der Dieb war?«

»Wer im Steinbruch arbeitet, hat nicht viel Geld. Aber nicht jeder wird deshalb zum Dieb. Ich hab' ihn schon von klein auf gekannt, ehrlich war er nie, das hab' ich oft gemerkt. Ich habe mich oft gefragt, wer der Dieb sein könne. Beim Konrad war ich mir nie sicher, ob er es wirklich fertigbrächte, uns alle schamlos zu bestehen und zu belügen.«

»Ist das auch die Einschätzung der anderen Dorfbewohner? Es könnte sein, dass jemand herausgefunden hat, wer der Dieb ist, und es ihm mit dem Totennagel heimzahlen wollte.«

Frau Carl rückte näher zu mir heran. »Soll ich Ihnen sagen, was die Leute reden?« Für einen kurzen Moment, für einen wirklich kurzen Moment, schieg sie und sah mir unverwandt in die Augen. »Ich will es Ihnen verraten. Sie sagen, der alte Kuskic war es. Konrad hatte – und das war erst vor wenigen Tagen vor unserem Haus – Streit mit dem komischen Alten. Keiner weiß genau zu sagen, worum es dabei ging. Doch der Kuskic bedrohte den Mickel mit einem Holzknüppel. Den riss ihm Konrad aus der Hand, zerbrach ihn und warf ihn auf die Straße. Es gab böses Blut. Ob der Kuskic ihm noch grollt, kann ich nicht sagen.«

»Es ist interessant, was Sie berichten. Wer ist der alte Kuskic, von dem Sie sprechen?«

»Oh, haben Sie ihn noch nicht gesehen? Er wohnt in einer brüchigen Hütte in der Nähe des Friedhofs. Niemand weiß, seit wann. Es vermag auch niemand zu sagen, wo er herkommt. Es heißt, er sei einer vom fahrenden Volk gewesen, der sich hier niedergelassen hat. Mit den Leuten aus dem Dorf spricht er kaum, er

ist ein Eigenbrötler. Er geht heimlich im Wald auf die Jagd, das ist jedem bekannt. Davon ernährt er sich. Außerdem – man zieht ihn des öfteren zu Rate.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wenn eine Kuh krank ist oder das Wetter ungünstig. Er kommt, gibt der Kuh getrocknete Kräuter und spricht Sätze, die niemand versteht. Manche wollen von ihm die Zukunft wissen oder andere Angelegenheiten geregelt bekommen. Er steht in dem Ruf, ein Hexenmeister zu sein.«

»Und nun denkt jedermann, da der Kuskic sich auskennt mit Flüchen und Verwünschungen, er sei der, der Konrad Mickel mit einem Eisennagel getötet hat? – Was denken Sie?«

In diesem Moment öffnete sich die Tür zur Wirtsstube, und Herr Carl betrat zusammen mit einem anderen Herrn den Raum. Sein Begleiter war noch jung, gewiss nicht älter als ich selbst. Der Mann trug einen einfachen Anzug. Von Gestalt war er muskulös, nicht übermäßig, immerhin so sehr, dass es mir sogleich auffiel. Ansonsten sah er nicht aus wie ein typischer Mann aus dem Dorf. Seine Hände, das zweite, was mir auffiel, waren riesig, wirkten aber nicht, als ob er damit schwere körperliche Arbeit verrichtete. Ich hatte ihn noch nie vorher im Dorf oder in der Wirtschaft gesehen. Otilie Carl stand auf und reichte dem Mann die Hand.

»Guten Tag, Herr Pfarrer. Wie ist das Befinden?«

»Danke, ich kann nicht klagen.«

Herr Carl stellte den Mann vor: »Herr Wies, der Pfarrer unseres Kirchspiels.«

Der Pfarrer reichte mir die Hand. Ich erwiderte den Gruß und nannte auch meinen Namen: »Kolano, ich bin Lehrer.«

»Zur Sommerfrische hier, wenn man das mitten im Winter so nennen kann«, erklärte Herr Carl. Der Pfarrer lächelte und setzte sich an unseren Tisch. Er bestellte ein Bier, das ihm sofort gebracht wurde.

»Wie gefällt Ihnen unser Tal, Herr Kolano?« begann er ein Gespräch.

»Wunderbar, die Luft ist herrlich. Die geschwungenen Hügel, ein Flickenteppich aus grünen und braunen Feldern gekrönt vom Wald darüber. Es gibt viele malerische Winkel und großartige Landschaften mit wunderbarem Ausblick hier. Ich möchte wissen, wie das Tal aussieht, wenn der Sommer seinen Einzug eingehalten hat.«

»Ich denke, jede Jahreszeit hat ihren Reiz, man muss sich bloß darauf einlassen.« Der Pfarrer nippte am Bier. Mit einem Mal fragte er mich, was ich von dem Tod Konrad Mickels und den damit verbundenen Umständen hielte. »Ich habe von Herrn Carl gehört, dass Sie den Übeltäter finden wollen«, sagte er zu mir. »Das wird schwierig werden.«

Ich winkte ab. »Es existieren Hinweise, die ich zu deuten habe. Fußspuren, zum Beispiel, und ein Streit zwischen dem Opfer und einem alten Väterchen.«

»Kuskic? Sie halten ihn für den Mörder?«

Warum sprach der Pfarrer von einem Mörder? Glaubte selbst er an den Fluch des Totennagels? Ich hätte es ihm ohne Weiteres zugetraut. Selten findet man einen Mann der Kirche, der soweit aufgeklärt ist, jegliche Wirkung in unserer Welt, so unglaublich sie auch scheinen mag, auf ihre natürliche Ursache zurückzuführen. Aberglaube ist eine Form des Glaubens, und umgekehrt gilt der Satz ebenso. Beide suchen, die Erscheinungen des Lebens durch eine übersinnliche Macht oder Kraft zu deuten und zu beeinflussen. Ich hatte nicht vor, mich mit dem Pfarrer auf ein Streitgespräch einzulassen. Ich wollte nur wissen, woran ich mit ihm war. So konnte ich ihn in seinen Ansichten und Auffassungen besser einordnen.

Er hatte noch einige Schlucke Bier genommen und überlegte einen Moment, als ob er sich besinnen müsse. Dann erzählte er mir eine kleine Geschichte: »Stellen Sie sich vor, ein Bauer mit einem großen Gut beschäftigt einen Knecht. Dem Knecht geht es gut, die Arbeit gefällt ihm. Für einen Mann ist die Arbeit zu viel, der Bauer stellt einen zweiten Knecht ein. Sie sollen zusammenarbeiten. Es

dauert nicht lange, da kommt es zwischen beiden zum Streit. Kann passieren, werden Sie sagen, wer streitet denn nicht? Leider treten die Streitereien der beiden Arbeiter mehr und mehr in den Vordergrund. Sie streiten sich nicht, weil der eine die Arbeit vernachlässigt oder weil einer von ihnen ein Werkzeug vergessen hat. Sie streiten aus einem Gefühl tiefster Antipathie, einem furchtbaren, alles verschlingenden Hassgefühl heraus. Es kommt soweit, dass der alte Knecht dem neuen den Tod an den Hals wünscht. Und siehe, am nächsten Tag ist der neue Knecht tatsächlich tot. Er sollte in der Scheune das Dach ausbessern, es regnete herein. Dabei trat er auf einen morschen Balken und stürzte zu Tode. Pech für ihn und Glück für den andern Knecht. Nun, Herr Kolano. Mich interessiert Ihr Urteil. Ist der Knecht schuld an dem Tod? Kann man ihm einen Strick daraus drehen, dass er die Drohung ausgesprochen hat? Antworten Sie nicht, ich will Ihnen das ersparen. Ich weiß ohnehin, wie Ihre Antwort ausfallen würde. Der Todeswunsch hat nichts mit dem Unfall zu tun. Wie sollte er auch? Der Balken brach, weil er morsch war, nicht weil es der Wunsch des Knechts war.«

Wieder trank er etwas Bier, bevor er fortfuhr. Ich hatte ihn unterschätzt, er nahm die Ereignisse im Dorf wie mit feinen Tastorganen auf und war imstande, sie angemessen zu reflektieren. Auch wenn ich mir nicht im Klaren darüber war, was er mit seiner Geschichte, in der ich die Sage vom Totennagel wiedererkannte, mitteilen wollte. »Nun gut, Herr Kolano, nehmen wir nun einmal an, der alte Knecht wusste sehr wohl, dass der Balken verfault und morsch war. Er hatte sogar den ausdrücklichen Befehl seines Herrn, den neuen Knecht, der keine Ahnung davon hatte, auf die Gefahr hinzuweisen. In diesem Punkt, in diesem winzig kleinen Punkt, vernachlässigte der Knecht seine Pflicht und schwieg. Erklärte den Neuen nicht auf, wies ihn nicht auf den todbringenden Balken hin – absichtlich. Nun, sein Plan ging auf, sein Rivale tappte in die Falle und brach sich sein Genick. Ein heimtückischer Mord, ohne Zweifel. Niemand erfuhr die Wahrheit.«

Er leerte sein Glas, fuhr sich mit der Hand über die Augen und wandte sein Gesicht mir entgegen. »Was will ich damit sagen? Ganz einfach, ich möchte veranschaulichen, wie nah der Gedanke an Mord und die Ausführung beieinanderliegen. Missverstehen Sie mich nicht. Nicht jeder, der einen anderen töten möchte, tut es auch, ganz gewiss nicht. Ich möchte unsere landläufige Vorstellung vom Mörder einer peinlich genauen Prüfung unterziehen. Der Mord in meiner Beispielgeschichte besteht nicht darin, dass der eine Knecht dem anderen einen wichtigen Hinweis verschweigt. Er besteht darin, dass er seinem Nächsten das Recht auf Leben verweigert, indem er ihm den Tod wünscht. Das macht ihn zum Mörder. Er wäre auch dann schuldig, wenn der Balken in der Scheune gehalten und niemand den Tod gefunden hätte. Sie finden diese Ansicht übrigens in der Bibel wieder, in Jesu Rede, die man als Bergpredigt bezeichnet. Nicht auf das Ausführen der Tat selbst kommt es an, vielmehr auf die geistige Einstellung, welche der Tat vorausgeht. Verstehen Sie nun, warum ich Ihnen die Geschichte erzählt habe? Auch der, der den Nagel in die Fußspur drückte, ist ein Mörder, egal, ob sein Opfer durch einen Nagelfluch getötet wurde oder durch einen unglückseligen Umstand. Der Hass schwelt in ihm, das ist seine Sünde.«

»Herr Pfarrer, Ihre Ausführungen sind als Gedankenspiel interessant. Aber ich kann Ihnen versichern, dass Sie sich keine Freunde mit solchen Gedanken schaffen. Wenn in jedem Streit, in jedem Zwist, in jeder schlechten Absicht ein Mord an einem Menschen verborgen sein sollte, hm, wer wäre kein Mörder von uns?«

Er fasste meine Hand, drückte sie, ließ sie wieder los und sprach mit mir, als habe ich genau seine Gedanken erfasst, so wie man mit einem vielversprechenden Schüler spricht: »Ja, deshalb bin ich hierhergekommen. Und wegen des Bieres«, schmunzelte er. »Sie sind von selbst darauf gestoßen, was ich Ihnen auf den Weg mitgeben wollte: Denken Sie daran, wenn Sie den Mann suchen, der Konrad Mickel den Tod gewünscht hat. Er ist ein Mörder. Aber genauso schuldig wie er, sind wir alle. Er ist nicht schlechter als

wir auch. Denken Sie daran. Es ist wichtig.« Für eine Weile sprach niemand von uns beiden. Es schien alles gesagt. Da murmelte mein Gegenüber leise: »Es ist seltsam, dass der Hass des Mörders sich in einem Nagel manifestiert. Sehen Sie die Parallele? Mein Herr Jesus Christus wurde ans Kreuz geschlagen, wurde daran genagelt. Wieder ist es der Nagel. Ich frage mich, wie oft ich selbst es schon war, der den Nagel ins Holz getrieben hat, mit jedem hässlichen Wort, mit jedem schlechten Gedanken. Ein Nagel ist spitz, er ist aus kaltem Stahl. Man kann einen Menschen damit leicht verletzen.«

Er stand auf, wieder der große, kräftige Mann, den ich nie für einen Pfarrer gehalten hätte. Zum Abschied streckte er mir die Hand entgegen, ich schüttelte sie.

»Es wird Zeit für mich, ich muss der Witwe noch einen Besuch abstatten und Otto Albrand. Die Sache muss ihn sehr bedrücken. Ist es nicht schrecklich, mit der Last leben zu müssen, einem anderen Menschen das Leben genommen zu haben, noch dazu einem guten Freund?«

Überrascht horchte ich auf. »Einem guten Freund?«

»Wussten Sie das nicht? Otto Albrand war ein guter Freund von Konrad Mickel. Dadurch erhält der Vorfall seine Tragik. Es sind zwei Freunde. Der eine betrügt den anderen, will ihn bestehlen. Unwissentlich erschießt ihn der Betrogene bei diesem Vorhaben. Es ist unverständlich, wie Konrad Mickel es fertigbrachte, einen Freund zu bestehlen. Man könnte sich mit dem Gedanken trösten, dass die Freundschaft nicht die beste war, was sonst? Doch genauso, wie der Dieb allen Dorfbewohnern die Maske vorhielt, um sie heimlich zu bestehlen, welche ebenso seine Freunde waren, hat er sein Spiel mit Otto Albrand getrieben. Langsam verstehe ich den Hass, den der Nagelmörder auf ihn gehabt haben muss. Wäre es nicht möglich, dass er Konrad Mickel bei dem Einbruch beobachtet hat und beschloss, sich mit dem Nagel an ihm zu rächen. Dann wäre der Täter im Kreise der Bestohlenen zu suchen.«

»Ich habe eine andere Theorie. Warum sollte Ihr Mörder den Dieb nicht bei der Gendarmerie melden, wie es sich gehört. Er

würde sichergehen, dass dem Unrecht Genüge geschieht. Der Dieb würde auf alle Fälle bestraft werden. Und warum sollte er zufällig einen Totennagel dabeihaben? Nein, das ist zu ungereimt, es passt nicht. Ich bin der Überzeugung, der Nagel wurde erst nach dem Unfall in die Spur gesteckt.«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. Er schloss die Augen und atmete tief durch. »Sie wollen unbedingt beweisen, dass der Nagel den Tod nicht herbeigeführt hat. Denken Sie an meine Worte: Es ist egal, ob der Nagel das Mordinstrument war. Es hätte genauso gut ein Beil oder was weiß ich sein können, das ist unwichtig. Der Mord – und ich will es noch einmal unterstreichen, dass es tatsächlich ein Mord war – fand vorher statt. In den Gedanken der Person, die den Nagel in die Spur drückte.«

Mit diesen Worten verließ er den Raum, ich aber stieg die Stufen zu meinem Zimmer hinauf. Das Bett war gerichtet worden, der Raum gelüftet. Es war noch früh am Vormittag. Trotzdem fühlte ich mich müde. Von außen drangen die Geräusche des Alltags zu mir. Ich vernahm aus dem Hof das Rattern eines Fuhrwerks, hörte Befehle und das Hämmern eines eifrigen Arbeiters. Ein Pferd wieherte, und ein Kind weinte. Ich ließ mich aufs frisch gemachte Bett fallen. Die Gedanken des Pfarrers konnte ich auf gewisse Weise akzeptieren. Er ist in seinen biblischen Vorstellungen verwurzelt, es fällt ihm leichter, sich darin zurechtzufinden. An meiner Ansicht, dass der Nagel nach dem Schuss, vielleicht lange danach, in den Fußstapfen gedrückt wurde, ändert das nichts. Warum? Ich weiß es nicht. Was der Pfarrer behauptete, ist mir zu wirr, die Sache wird dadurch unscharf und verwässert. In seiner Welt wimmelt es nur so von Mördern, wer soll dahinein Ordnung und Verständnis der wahren Dinge und Vorgänge bringen? Ich bin plötzlich so müde, woher das kommt, kann ich nicht sagen. Und wenn ich einfach abreisen würde? Das Dorf, das Unheil und mein Versprechen hinter mir lassen und nie wieder zurückkehren? Seltsame Gedanken kommen mir, es ist meine Pflicht zu bleiben und die Wahrheit zu finden. Jetzt erst recht.

21. Februar 1914

DEN GESTRIGEN NACHMITTAG verbrachte ich mit meinen Nachforschungen. Zwei Spuren galt es zu verfolgen und auszuwerten: Zum einen die Spur im Garten bei den Fußabdrücken des Opfers. Zum anderen den Hinweis auf den alten Kuskic, der sich auf einen Streit mit Konrad Mickel eingelassen hatte. Am wichtigsten war es mir, die Spuren zu sichern. Von Herrn Carl besorgte ich mir etwas Gips und goss eine der rätselhaften Spuren damit aus. Ich vermaß sie in Länge, Breite und Tiefe. Wer sie hinterlassen hatte, musste schwer gewesen sein. Sie waren tief in das Erdreich eingedrückt. Leider hatte es in der Nacht geregnet. So waren die Spuren von den Wassertropfen verwischt worden und ihre Umrisse nicht mehr so klar wie am Tag zuvor.

Nachdem ich diese Arbeit verrichtet hatte, stattete ich Kuskic in seiner Kate einen Besuch ab. Ich erwähnte schon, dass sein Haus nahe am Friedhof steht. Es wirkt zerfallen und ausgebeSSERT, windschief und wackelig. Das Fundament ist aus rotem Backstein gemauert, darauf wurde ein Fachwerkhäuschen gesetzt. Auf dem Fachwerk prangte eine weiße Schrift, die eine eilige Hand mit Kreide darauf geschmiert hatte: »Hexenmeister, Nageltöter!!! Pack dich!« Eine Fensterscheibe war zerbrochen. Ich vermochte nicht zu sagen, ob sie schon all die Tage hindurch kaputt war, es war mir nie aufgefallen.

Die Tür war nicht verschlossen. Ich klopfte an und trat ein. Es war, als ob man in eine andere Welt geriete. Das Haus selbst bestand im Innern aus nur einem Raum, der ein Mindestmaß an Einrichtung bot. Dafür waren Bretter an der Wand voll von Dosen, Gläsern Flaschen und Kartons. Unbeschriftet, auf manche hatte Kuskic abstruse Zeichen gemalt. Ähnliche Zeichnungen fanden sich an den Wänden wieder. Mir sagten die Bilder und Zeichen nichts, in einem erkannte ich einen Drudenfuß. Solch einem Symbol war ich des öfteren schon in Büchern begegnet. Andere

Zeichen an den Wänden waren komplizierter gestaltet als das Pentagramm.

Niemand war im Raum. Ich wollte schon wieder gehen, da hörte ich Tritte, und jemand tappte die Stiege herab, die am Ende des Raumes zum Dachboden führte. Dort musste sich die Schlafstätte des Alten befinden. Es war der germanische Gott, der an meinem ersten Tag in Bellenrod mit dem Reisigbündel über die Felder geschritten war. Jetzt erkannte ich, dass sein Gesicht viel südländischer geschnitten war, als es zuerst von der Ferne den Anschein hatte. »Was willst du von mir?«

Ich sah mir seine Schuhe an. Die Größe schien mit der von mir gesicherten Spur übereinzustimmen, soweit man das aus dem Abstand zwischen uns sagen konnte.

»Ich möchte mit Ihnen sprechen. Es ist wichtig für mich.«

»Bah, sprechen, sprechen, sprechen! Brauchst du Hilfe? Ich werde nicht helfen.«

Ich hockte mich auf einen Schemel. Er fixierte mich mit seinen braunen Augen, die von buschigen Augenbrauen eingerahmt waren.

»Der Fremde bist du? Hast den Nagel gefunden?«

»Genau, so ist es. Ich habe den Nagel entdeckt und bin nun auf der Suche nach demjenigen, der ihn in den Fußstapfen hineingedrückt hat.«

»Warum kommst du zu mir? Kommen alle zu mir, rufen, schreien, werfen Fenster ein. Was soll das?«

»Ich komme zu Ihnen, weil es heißt, Sie hatten Streit mit Konrad Mickel. Sie stehen in dem Ruf, ein Zauberer zu sein, der sich auf das Verwünschen versteht. Ich will wissen: Haben Sie den Totennagel in den Fußstapfen gedrückt und wann?«

Er sah mich mit großen rollenden Augen an. »Geh raus aus meinem Haus, mit allen Fragen. Ich hatte Streit mit Konrad, großen Streit. Er wollte nicht glauben, wie ich kann heilen sein Vieh. Sagt, meine Kräuter nichts nütze. Allen hab' ich sie verkauft, habe Sprüche getan, habe Tränke gebraut für die Liebe, für das Wetter,

für die Kräftigung.« Er klopfte sich auf die Brust. »Jetzt werfen sie Steine.« »Mir ist egal, was die Leute aus dem Dorf tun. Ich will den Täter finden. Ich habe einen Abguss seines Schuhs. Den möchte ich mit Ihrem vergleichen.«

Im Laufe unserer Unterhaltung war er immer näher auf mich zugegangen. Nun stand er in greifbarer Nähe vor mir und beugte sich über mich. »Du, lass mich in Frieden. Verschwinde, du.«

Ich blieb ungerührt sitzen. Plötzlich tat Kuskic etwas, womit ich nicht im geringsten gerechnet hatte. Er steckte seinen Zeigefinger in den Mund, befeuchtete ihn mit seinem Speichel und wischte ihn an meinem Schuh ab. Ich konnte mir nicht erklären, was sein Gehabe sollte.

»Weißt du, was das heißt? Jetzt bist auch du verflucht! Ha, jetzt hast du Angst.«

Ich sprang von meinem Hocker auf. Er hatte es gewagt. Türkisch blitzten mich seine Augen an. Ich wich zurück, etwas vollkommen Absurdes, Unlogisches war geschehen. Wie kam er dazu, mich anzugreifen? Die rohe Gewalt war aufgeblitzt, auch wenn er mir körperlich kein Leid zugefügt hatte. Er hatte mich mit einem Fluch belegt, ich erschauerte. Noch immer stand er vor mir und grinste mich an. Rückwärts tastete ich mich langsam zur Tür, er folgte meinen Schritten. Als ich die Tür erreicht hatte, stieß ich sie auf und sprang ins Freie. Ich rannte die schlammige Straße hinab ins Dorf. Bauern sahen mir verwundert nach, einige von ihnen riefen auch etwas hinter mir her, ich verstand es nicht.

Warum aufregen? Was war geschehen? Meine Schritte verlangsamten sich, obgleich meine Knie noch schlotterten. Was hatte mich so erschreckt, dass ich in panischer Angst die Flucht ergriff? Ein altes, irrsinniges Männchen hatte seinen Speichel an meinem Schuh abgestreift. Wenngleich auch nicht sonderlich appetitlich, noch lange kein Grund, wie ein kleines Kind zu reagieren, das seine Mutter verloren hat. Ich glaube an keinen Fluch. Das war es wohl auch nicht, was mir Angst eingejagt hatte. Nein, getroffen hatte mich die Unverfrorenheit des alten Kuskic, mit der er glaubte,

an mir so handeln zu dürfen. Hinter seiner Geste spürte ich die furchtbare Absicht, mich zu verletzen, mich zu demütigen, mich zu verfluchen, mich zu töten. Ich las seine Rachegeleüste deutlich von seinen Augen ab. Er wollte sich an mir rächen, der ich ihm nichts getan hatte. Einige Fragen hatte ich ihm stellen wollen, mehr nicht. Mit den Leuten, die ihn beschimpft haben, habe ich nichts zu tun.

Nach meinem Erlebnis in der Hütte des alten Kuskic kehrte ich in den Gasthof zurück. Es geschah bis zur jetzigen Stunde nichts, was erwähnenswert wäre. Auch heute nicht.

Kurz bevor ich mich am gestrigen Abend zu Bett begeben wollte, holte ich mir am Zapfbrunnen im Hof eine Schüssel Wasser. Ich reinigte meine Schuhe von der Erde, die an der Sohle klebte. Besonders gründlich aber wusch ich jene Stelle, die der Hexenmeister mit seinem speichelnassen Finger bestrichen hatte.

22. Februar 1914

AUCH DER HEUTIGE Tag ging vorüber, ohne besondere Ereignisse. Das Wetter ist hervorragend zum Spaziergehen, die Wintersonne strahlt mit all ihrer Kraft. Ich verbrachte meine Zeit vor allem damit, durch die Felder und Wiesen zu schlendern. Es sind erstaunlich viele Vögel in der Luft, ein beständiges Zwitschern umgibt den Wanderer. Ein Vogel zu sein, wäre das nicht schön? Ich stand weit oben am Hang eines Berges. Das Tal erstreckte sich unter mir in seiner ganzen Länge. Weit, weit weg am Horizont konnte man den Taunus erkennen. Es war ein klarer Tag. Mir gegenüber lag die andere Hangseite, die Südseite. Dort war das Feld von Hecken und Gebüsch durchzogen, viel mehr als hier auf meiner Seite. Als mein Blick über die Landschaft schweifte, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen gewaltigen Greifvogel gelenkt, der nicht weit von mir auf einem Baum gesessen hatte und nun aufgeschreckt worden war. Mit einigen wenigen, gleichmäßigen Flügelschlägen hatte er sich von seinem Posten gelöst und glitt ohne auch nur die kleinste Bewegung über das Tal und landete sicher auf einem Baum des Südhanges mir gegenüber. In diesem Augenblick hatte ich den Wunsch, ihm folgen zu können, mich vom Erdboden abzustoßen und in den Himmel zu fliegen. Höher und immer höher, in Gedanken ließ ich alles unter mir: das Tal, das Dorf, die Menschen, die toten und die lebenden. Es zählte nicht mehr. Was zählte, war der Flug. Mehr nicht. Hätte ich Schwingen gehabt ...

Was hält mich hier? Bilde ich mir tatsächlich ein, eine Aufgabe erfüllen zu müssen? Es ist egal, wer den Nagel in die Spur gedrückt hat. Warum sollte es meine Sache sein, ihn aufzuspüren?

Und doch ist es meine Pflicht. Ich habe mein Versprechen gegeben. Morgen ist die Beerdigung. Die Zeit drängt.

23. Februar 1914

DER WINTER IST zurückgekehrt. Als ich heute Morgen aus dem Fenster sah, blinkte mir der Schnee weiß entgegen. Inzwischen ist er wieder abgetaut, doch trübe Wolken hängen am Himmel. Wie passend zu einer Bestattung!

Ich hatte vor, lange zu schlafen. Schon zu früher Stunde wurde ich aber durch Rufen und Lärmen aus dem Schlaf gerissen. Es war Sonntag, und die Gaststube war schon am Morgen geöffnet. Die Männer waren gleich nach dem Gottesdienst ins Wirtshaus gegangen, wie jeden Sonntag. Trotzdem blieb ich lange im Bett liegen. Ich hatte mir nichts vorgenommen für den Tag, bis auf die Beerdigung. Sie sollte am Nachmittag stattfinden. Ein Kaffeetrinken danach war nicht vorgesehen. Man fand es, wie ich hörte, unpassend, schließlich war der Tote ein Einbrecher, auf frischer Tat ertappt und erschossen. Wer hätte ihm auch nur eine Gedenkminute gewidmet? Auch für die Beerdigung selbst rechnete man nicht mit dem Erscheinen vieler Trauernder oder Beileidwüschender. Es ist seltsam: So sehr die Menschen aus dem Dorf den alten Kuskic für seine vermeintliche Tat verurteilen, so sehr hassen sie sein »Opfer«. Mir kam der Gedanke, dass die Angriffe auf Kuskic nichts mit der Tat an sich zu tun haben, sondern dass vielmehr sein Außenseitertum ein willkommenes Ventil für den aufgestauten Ärger der Dorfbewohner darstellt. Wer will das schon wissen?

Kurz vor dem Mittagessen stand ich auf. Ich hatte keinen großen Hunger. Ich musste mich für die Beerdigung umkleiden. Zusammen mit Herrn Carl begab ich mich am Nachmittag zum Friedhof. Die Familie des Verstorbenen war vor uns schon dort versammelt, allen voran die Witwe. Außer den Sargträgern fanden sich nur wenige Personen ein. Überraschenderweise erschien auch Otto Albrand. Aber vielleicht war das gar nicht so erstaunlich, wenn er wirklich ein Freund des Toten gewesen war. Er hatte ihm anscheinend verziehen, dass er ihn hintergangen hatte und in sein Haus eingedrungen war.

Die Grabrede des Pfarrers war kurz. Er redete wieder über sein Lieblingsthema. Das Töten und Verurteilen stand im Mittelpunkt, es waren im Grunde genommen dieselben Gedanken, die unser gemeinsames Gespräch bestimmt hatten. Der Sarg wurde der Erde anvertraut. Die Witwe warf zuerst eine Schaufel Erde hinab in das Loch, die Kinder taten das Gleiche. Sie waren sehr jung, wirklich bedauerlich. Dann schaufelten die Sargträger das Grab zu, während die Mitleidsbezeugungen ausgetauscht wurden. Wie gesagt, es waren nicht sehr viele. Die Versammlung löste sich auf, nur der Pfarrer und die Angehörigen blieben zurück. Auch ich ging langsam zur Friedhofspforte, während mir der Wind kalt ins Gesicht blies. Vor Kälte schlotternd verharrte ich einen Moment vor der niedrigen Mauer. Der Pfarrer hatte sich verabschiedet und lief auf mich zu.

»Guten Tag, Herr Kolano. Ich war überrascht, Sie hier zu treffen.«

»Ich weiß auch nicht, was ich hier suche.«

»Vielleicht eine Antwort?«

»Worauf? Und warum gerade hier?«

»Hm, ein Totennagel muss auf einem Friedhof gefunden werden, sonst ist es keiner. Ich weiß nicht, was Sie hier zu finden hofften.«

»Es hat keinen Sinn. Der Tod hat noch nie eine Antwort gegeben. Höchstens -, ach, ich weiß nicht.«

»Das klingt resigniert. Hatten Ihre Nachforschungen keinen Erfolg? Haben Sie Ihren Mann nicht gefunden?«

»Ich hatte es mir anders vorgestellt. Ich würde ihn finden, und schon würde er alles zugeben. Dass er den Nagel erst nach dem Tod des Opfers in dessen Spur gesteckt habe. Ich hatte einen Verdacht. Der alte Kuskic hätte ein Motiv gehabt, den Nagel in die Spur zu drücken. Und er wird als Hexenmeister angesehen.«

»Er hat Sie wohl nicht sehr freundlich empfangen. Auch andere Leute aus dem Dorf sind auf die Idee verfallen, er könnte der Nagelmörder sein. Und Sie waren es schließlich, der die Ange-

legenheit mit dem Nagel aufgerührt hat. Hätten Sie geschwiegen, wäre Kuskic nichts passiert.«

»Würde er die Leute nicht mit seinem Aberglauben verrückt machen, wäre ihm auch nichts passiert.«

Langsam zerrte der Pfarrer an meinen Nerven. Wollte er mich dafür verantwortlich machen, dass einige Bauerntölpel Kuskics Fensterscheiben zerdeppert hatten?

»Erinnern Sie sich an meinen Rat?« fragte mich der Pfarrer. Ich schwieg. »Ich bat Sie, daran zu denken, dass der Mann, der Konrad Mickel den Tod wünschte, vor Gott ein Mörder ist. Ich bat sie weiterhin, zu beachten, dass er jedoch nicht schlechter ist als wir anderen auch. Auch wir sind vor Gott schuldig, auch wir sind vor ihm Mörder.«

Jetzt war es genug, ich konnte es nicht mehr ertragen. Am Anfang waren die Thesen des Pfarrers reizvoll gewesen, im Moment hatte ich eher das Gefühl, er wolle mich tadeln.

»Na schön«, sagte ich in scharfem Ton zu ihm. »Und was wollen Sie mit Ihrer Sonntagspredigt erreichen?«

»Wenn Sie mit Kuskic reden, bitte verurteilen Sie ihn nicht. Dazu haben wir kein Recht. Andere haben Steine geworfen. Ob Sie einen Stein durchs Fenster werfen oder einen Nagel in den Erdboden drücken, das bleibt sich gleich. So laden wir immer mehr Schuld auf uns.«

Ich war so verwirrt, ich wusste nicht, was der Pfarrer mit diesem Gespräch bezwecken wollte.

»Nun gut«, fuhr er fort. »Ich jedenfalls halte Kuskic sowieso nicht für den Schuldigen. Ich glaube kaum, dass er es war, der sich des Totennagels bedient hat.«

»Warum?«

»Sie kennen den zweiten Teil des Fluchs: Der Mensch, der den Tod durch den Nagel brachte, muss beim Zuschaufeln des Grabes helfen, wenn er nicht selbst innerhalb kurzer Zeit sterben will. Der Fluch wird sich gegen ihn wenden.«

»Na und?«

»Ich musste die Männer aussuchen, die das Grab zuschaukelten. Keiner wollte sich freiwillig melden, um nicht in den Verdacht zu geraten, der Mörder zu sein. Der wird nämlich darauf bedacht sein, auf alle Fälle unter den Sargträgern zu sein, welche auch für das Zuschaukeln des Grabes verantwortlich sind. Ich fragte auch Kuskic, ob er dabei sein wolle. Er war schon des Öfteren behilflich, wenn ich jemanden zum Zuschaukeln des Grabes suchte.«

»Und weiter?«

»Kuskic sagte mir ab. Er werde nicht helfen.«

»Er wollte sich halt auch nicht verdächtig machen.«

»Nein, er glaubt an seinen Zauber. Nie würde er es wagen, gegen einen Fluch zu handeln. Er lebt in Angst vor bösen Geistern. Ich kann mir nicht denken, dass er auch nur eine Möglichkeit hätte ungenutzt verstreichen lassen, beim Zuschaukeln des Grabes zu helfen.«

Ich fror furchtbar. Ich wollte in mein warmes Zimmer zurück, wollte mich am Ofen wärmen.

»Sehr spekulativ, ich kann damit nichts anfangen. Zu viele Mörder, zu viele Opfer. Jeden machen Sie zum Mörder und jeden zum Opfer.«

»Aber das ist unsere Welt. Solange wir andere Menschen verurteilen, zum Tode verurteilen, sind wir Gefangene dieses Mechanismus. Gewalt führt zu Gewalt, jeder glaubt sich im Recht, jeder will der Richter sein. Ein Mord führt zum nächsten.«

»Sehr fatalistisch, Herr Pfarrer. Finden Sie nicht auch? Ist das Ihr Glaube?« Ich hatte ihn in die Zwickmühle genommen.

»Ich glaube an Jesus Christus, den man ans Kreuz geschlagen hat. Ich glaube an ihn, weil er Vergebung gepredigt hat. Für mich ist die Vergebung der einzige Weg, uns aus dem Gewirr von Tätern und Opfern zu befreien. Christus hat sich nicht gewehrt, als die Nägel seine Hand durchdrangen. Er verfluchte seine Feinde nicht.«

Er hatte sich zum Gehen gewandt, ich hatte nichts dagegen. Gemeinsam liefen wir durch die wenigen Straßen Bellenrods. Unterwegs schwiegen wir. Ich dachte über seine Worte nach. Trotz

allem hatten sie mich beeindruckt. Was ich davon halten sollte, wusste ich immer noch nicht.

24. Februar 1914

DER FLUCH WIRD sich gegen den wenden, der den Nagel in die Spur des Opfers drückte, ohne beim Zuschaukeln des Grabes zu helfen. Die Arbeiter des Steinbruchs fanden heute Morgen die Leiche des alten Kuskic. Er war anscheinend gestern von der Felswand gestürzt und hatte den Aufprall nicht überlebt. Er muss auf der Suche nach seltenen Kräutern gewesen sein, die an den steilen Felsen des Steinbruchs wachsen. Ein falscher Tritt, ein Griff ins Leere, und es war geschehen. Unbegreiflich, der Fluch scheint Recht behalten zu haben. So sehen es nun alle: Haben wir es nicht gleich gesagt? Haben wir es nicht immer schon gewusst?

Es darf nicht wahr sein, der Fluch ist eine Einbildung, sie schenken ihrer Einbildung mehr Glauben als den Tatsachen. Wie soll ich jetzt etwas beweisen, wo mein Zeuge tot ist. Ach, es ist egal. Er hätte sowieso nicht geredet. Was soll ich mir Gedanken machen? Ich kann mein Versprechen nicht halten, es war von Anfang an aussichtslos.

Ich werde abreisen, in die Stadt zurückkehren, oder in einem anderen Dorf meinen Urlaub fortsetzen. Was habe ich mit dieser verworrenen Geschichte zu schaffen? Sie geht mich nichts mehr an. Die Toten sind tot, sie werden es bleiben.

Ich verbrachte den Tag überwiegend in meinem Zimmer. Das Frühstück und das Mittagessen waren aufs Zimmer gebracht worden. Ich lag auf dem Bett und döste. Draußen fegte der Wind am Haus vorbei. Manchmal heulte er auf und ließ die Fensterläden klappern. Was würde der Wind bringen? Neue Wolken, Regen oder Schnee? Oder sollte es ihm gar gelingen, den Himmel aufzureißen, das Unwetter wegzufegen und der Sonne eine Schneise zu bahnen?

Meinen Koffer hatte ich gepackt, zwischendurch, wenn auch wüst und unordentlich. Ich konnte ihn kaum schließen. Herrn Carl hatte ich noch nichts verraten, morgen wird er mir eine Kutsche bestellen, die mich von diesem Ort wegbringen wird. Ich

verlasse Bellenrod, den Ort meiner Niederlage. Ist es eine Flucht? Ich weiß es nicht.

Es ist dunkel geworden, es muss spät am Tag sein. Meine Lampe brennt. Aus dem Spiegel starrt mir erschöpft ein blasses Gesicht entgegen. Aha, es klopft an der Türe. Ich öffne, es ist Herr Carl. Er bringt das Nachtmahl.

»Stellen Sie es auf den Tisch. Oder nehmen Sie es wieder mit. Hunger habe ich sowieso keinen.« Er stellt es ab, setzt sich auf das Bett.

»Sie nehmen die Sache zu schwer, Herr Kolano«, versucht er mich zu trösten. Ich bin kein Kind, dem man das Spielzeug weggenommen hat.

»Niemand macht Ihnen einen Vorwurf. Sie werden sehen, morgen sieht die Sache anders aus.«

»Sie wird nicht anders aussehen. Jedermann glaubt, dass Kuskic im Steinbruch verunglückt ist, weil er den Nagel in Mickels Fußspur gesteckt und das Grab nicht zugeschaufelt hat. Jeder glaubt fest daran. Es passt zu gut.«

»Ich glaube nicht an den Fluch, der Pfarrer auch nicht. Kuskic kletterte immer schon in den Felsen herum. Oft habe ich ihn gewarnt. Es musste so kommen.«

»Aber warum gerade jetzt?«

»Zufall, vielleicht ...«

Ich atmete tief durch. Dann sagte ich es Herrn Carl: »Morgen werde ich abreisen.«

»Sie sollten sich das noch einmal überlegen.« Er zieht aus der Tasche seines Mantels eine Flasche und zwei Gläser. »Wollen Sie?« fragte er. Ich habe nichts dagegen und nicke mit dem Kopf. Er schenkt ein. Randvoll. Ich trinke, und es bekommt mir gut. Herr Carl schenkt nach. Einmal, zweimal, immer wieder.

Ich schlief gut in der Nacht.

25. Februar 1914

DER TAG MEINER Abreise ist gekommen. Daran gibt es nichts zu rütteln, heute verlasse ich Bellenrod. Und ich muss zugeben, ich bin nicht ganz geschlagen. Einiges hat sich am Vormittag des heutigen Tages noch getan. Endlich sehe ich klar. Und doch ist es mir geboten zu schweigen. Ich habe das Geheimnis gelüftet, wem aber konnte ich es anvertrauen? Zu niemandem darf ich auch nur ein Sterbenswörtchen sagen, noch einmal werde ich mich nicht mehr verplappern. Der Fluch darf sich nicht erfüllen. Er wird sich nicht erfüllen, solange ich schweige.

Unten im Hof werden die Pferde angespannt, mein Koffer steht bereit. Ich sitze nur noch hier in der Stube, um meinen Bericht abzuschließen. Dann werde ich gehen. Ich habe noch einige Tage Urlaub, Herr Carl wusste einen Ort, wo ich meinen Urlaub fortsetzen kann. Ich benötige einige Tage Ruhe, so müde fühle ich mich.

Heute Morgen schien die Sonne durch das trübe Fenster, die Wolkenwand war tatsächlich hinweggefegt worden. Ein Wetter wie am Tag meiner Ankunft empfing mich. Mein Kopf schmerzte, ich bin den starken Alkohol nicht gewohnt. Ich öffnete das Fenster, und frische Luft strömte ins Zimmer. Herrlich, wie klar. Ich sog sie ein mit tiefen Lungenzügen. Das Wetter lud geradezu zu einem Spaziergang ein, es sollte mein letzter hier sein, hatte ich mir vorgenommen.

Ich nahm den gewohnten Weg, am Friedhof vorbei ins Feld. Mein Ziel stand fest, ich wollte mir den Steinbruch ansehen, wo Kuskic tödlich verunglückt war. Nach einer halben Stunde Marsches hatte ich ihn erreicht. Für die hiesigen Verhältnisse war er groß. Ich stand oben am Rand des Kraters und blickte auf das Loch hinab, welches in die Landschaft gerissen worden war. Es verwunderte mich, dass keine Arbeiter Steine klopfen. Der Steinbruch war vollkommen menschenleer. Viele Meter unter mir stand eine Baracke, lagen auf einem Haufen die fertig geschlagenen Steine

und auf einem anderen die Abfälle. Sogar eine Lore stand auf einer Schiene, die quer über den Platz verlief. Noch einen Schritt wagte ich mich näher an den Abgrund heran, noch ein winziges Stück beugte ich mich über die Tiefe. Nun stand ich unmittelbar am Rande der Felswand. Wäre ich noch einen Schritt weitergegangen, wäre ich hinabgestürzt. Wie gespenstisch, die Stille um mich her. Kein Vogel sang mehr, alles Blätterrauschen war verstummt. Ein weiterer Blick nach unten ließ einen leichten Schwindel in mir entstehen, aber er verging rasch wieder.

Etwas konnte nicht stimmen. Warum war es so still rings um mich? Da, ein Knacken. Woher kommt es? Aus dem Gehölz dort drüben, glaube ich. Ist da jemand? Ich kann niemanden entdecken. Wieder ein Geräusch hinter meinem Rücken! Da hält sich doch jemand versteckt. Ich sehe über meine Schulter. Nein, da ist niemand. Du bildest dir das ein, Gespenster siehst du schon. Ich atme schneller, der Abgrund. Ich schwanke, jemand ist dort, er wird mich in die Tiefe stoßen! Ich kann mich nicht rühren. Wenn ich mich umschaue, weiß er, dass ich ihn bemerkt habe. Unter mir der nackte Fels, hinter mir der Unbekannte. Ich drehe mich um, egal. Ein Knacken, es ist deutlich zu hören, ich irre mich nicht. Doch die Hecke ist zu dicht, man kann nicht in sie hineinsehen.

Ich trete einen Schritt zurück. Gerettet! Schritt für Schritt taste ich mich auf sicheren Grund. Aufatmen. Ich sah mich schon zerschmettert auf dem Grund des Steinbruchs liegen. Meine Phantasie ist mit mir durchgegangen. Aha, jetzt zeigt sich mein unbekannter Verfolger. Es ist ein Meisenpärchen, das sein Nest in der Hecke hat. Die Vögel waren aufgeregt in der Hecke hin und her gehopst, hatten gewiss mehr Angst vor mir als ich vor ihnen. Ich habe genug gesehen, ich wende mich zum Gehen.

Plötzlich, eine Hand aus dem Nichts greift nach mir. Ein Würgen im Hals, mir werden fast die Beine weggerissen. Nichts von einem Angreifer aus Fleisch und Blut, ein unheimlicher, furchtbarer Gedanke hat mich befallen. Mit einem Mal sehe ich ein Bild vor mir, und doch mehr als ein Bild, eine Geschichte, und

doch mehr als eine Geschichte: eine wahre Begebenheit. Zuerst nur schemenhaft wie eine Skizze. Ich muss mir die Einzelheiten ausmalen. Und siehe, alles summt. Es passt zusammen, jedes Detail. Der Gedanke treibt mir den Schweiß auf die Stirn und raubt mir den Atem. Aber es muss so gewesen sein. Die Spur im Garten, das schreckverzernte Gesicht des Toten, das Messer, Mickels Freundschaft mit Albrand, der Nagel, Kuskics Tod. Sämtliche Einzelheiten ergeben ein Gesamtbild, das in sich schlüssig und verständlich ist. Selbst die Worte des Pfarrers machen einen Sinn, wenn auch einen anderen, als er sich gedacht hat. Er hat es von Anfang an geahnt: Es war Mord, und ein Mord führt zum nächsten.

Eine Geschichte, wie sie sich selbst ein Dichter kaum hätte einfallen lassen. Es sah so aus, als hätte sich der Fluch in jedem Punkt erfüllt. In Wahrheit jedoch, und das bereitete mir die größte Freude, konnte ich nun beweisen, dass nichts sich erfüllt hatte, dass der Fluch niemanden getötet hatte. Ich konnte es beweisen. Zur Sicherheit wollte ich noch das eine oder andere nachprüfen.

Wem sollte ich zuerst davon berichten? Herr Carl musste es als erster erfahren, er würde alles Weitere einleiten können. Der Mörder durfte nicht gewarnt werden. Ich spann den Gedanken weiter. Den Mörder würde die gerechte Strafe erwarten, man würde ihn zum Tode verurteilen. Das durfte nicht sein! Wenn ich mit meiner Theorie recht haben sollte, dann dürfte ich die Wahrheit nicht aussprechen. Da erst erkannte ich das Paradoxe meiner Situation: Ich hatte die Wahrheit herausgefunden und war gezwungen, sie zu verschweigen, um den Fluch nicht wahr werden zu lassen. Ich grübelte den ganzen Weg zurück zum Dorf darüber nach, wie ich dem Dilemma entinnen könnte, kam aber zu keiner Lösung. Nur zu der: Ich musste schweigen, ich musste den Mörder decken.

Ich verlasse das Dorf. Sie mögen glauben, ich wäre nicht fähig gewesen, die Wahrheit zu finden und den Fluch als Betrug zu entlarven. Sie haben sich geirrt, doch das werden sie niemals erfahren. Ich weiß, wie es sich wirklich zugetragen hat.

Rufe hallen die Treppe in mein Zimmer empor. Die Kutsche wartet, ich bin bereit. In wenigen Minuten werde ich Bellenrod verlassen haben und hoffe inständigst, nie wieder hierher zurückkehren zu müssen.

Nachbemerkung

IN DEM VORANSTEHENDEN Bericht des Lehrers Kolano wird ein Ereignis angesprochen, das sich zutrug, als ich zu Beginn meines Amtes ein Kirchspiel in der Nähe des Vogelberges betreute. Seitdem sind viele Jahre vergangen, meine Haare sind grau geworden, und meine linke Körperhälfte wurde durch einen Schlaganfall gelähmt. Vor einigen Tagen erhielt ich Besuch von einem alten Freund. Er brachte den Bericht mit. Wie er sagte, sei er ihm durch eine Reihe Zufälle in die Hände gespielt worden. Er handelte von meiner damaligen Gemeinde, und auch ich sei darin in mehreren Stellen erwähnt.

Er hatte ihn beim Lesen so spannend und geheimnisvoll empfunden, dass er sich fragte, warum ich nie von dem Ereignis erzählt habe. Er fände es schade, dass der Schreiber des Berichtes den Namen des Mörders und die näheren Umstände der Tat nicht genannt hatte.

Ich antwortete ihm, dass ich den Namen des Mörders kenne, und dass dies der Grund dafür sei, dass ich niemals über die Vorfälle gesprochen habe.

Er bedrängte mich, das Ende der Geschichte zu erzählen und somit das Rätsel um den Totennagel zu lösen. Die Tat liegt weit genug zurück, die meisten Menschen, die damit zu tun hatten, leben nicht mehr. Ich fand, ich könne es riskieren, die Wahrheit preiszugeben, denn sie könne nun niemanden mehr belasten oder schaden. Und so begann ich meine Erzählung:

»Die beiden Todesfälle ereigneten sich im Jahr des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges. Wenige Monate nachdem die Untersuchungen in beiden Fällen abgeschlossen worden waren, wurde die Mobilmachung verkündet. Viele Männer begrüßten diese Entscheidung euphorisch, nur sehr wenige verspürten Furcht vor dem Krieg.

Am Abend bevor die Männer aus unserer Gemeinde losmarschieren sollten, klingelte es an meiner Haustür. Meine Frau

öffnete. Vor ihr stand Otto Albrand. Er wolle mich sofort sehen, sagte er, er wolle mit mir sprechen, es habe keine Zeit. Meine Frau führte ihn in mein Arbeitszimmer. Er sah verstört aus und machte einen unsicheren, ängstlichen Eindruck. Ich bat ihn, sich zu setzen. Zuerst wurde ich nicht schlau aus ihm. Er schien mir etwas sagen zu wollen, fand aber nicht den Mut. Endlich öffnete er sich:

»Herr Pfarrer, morgen muss ich die Heimat verlassen. Ich weiß nicht, was mich erwartet und ob ich je wieder nach Hause zurückkehren werde. Ich habe keine Familie, Sie sind der einzige, dem ich die Wahrheit sagen kann. Es ist nämlich so, ...«

Er schwieg für einen Moment, dann fuhr er fort: »Ich bin Konrad Mickels Mörder. Ich habe ihn getötet.«

Sofort versuchte ich, ihn zu beruhigen. Er dürfe sich keine Vorwürfe machen, es sei ein Unfall gewesen. Es sei keine Absicht gewesen.

»Doch, sagte er. Es war volle Absicht, ich hatte alles im voraus geplant. Ich habe ihn vorsätzlich ermordet.«

Mir stockte der Atem. Ich musste an die Geschichte denken, die ich Kolano erzählt hatte. Von den zwei Knechten und dem morschen Balken. Hatte Otto Albrand etwa den Einbrecher erkannt und geschossen, weil er ihn – weshalb auch immer – aus dem Weg räumen wollte?

»Alle glaubten, es gäbe nur einen Dieb im Dorf. Nach seinem Tod sah es so aus, als wäre Konrad es gewesen.«

»War er es denn nicht?« wollte ich wissen.

»Doch, aber nicht alleine. Wir stahlen die Sachen gemeinsam, Konrad und ich. Einer stand Schmiere, während sich der andere ins Haus schlich und eine Kleinigkeit einsteckte. So funktionierte es. Niemand ahnte, dass wir die beiden Diebe waren. Im Laufe der Zeit aber wollte Konrad immer größere Anteile an der Beute. Es konnte nicht gut gehen. Am Ende nahm er den größten Teil für sich. Er drohte alles zu verraten, wenn ich ihm nicht geben würde, was er wollte. Was dann aus ihm würde, wäre ihm egal. Er drohte immer wieder damit. Was hätte ich tun sollen?

Am Abend seines Todes hatte ich mich mit ihm bei mir im Hause verabredet. Ich hatte ihm gesagt, ich wolle alles klären. Als er zur Tür hereinkam, schlug ich ihn mit einem Knüttel zu Boden. Da blieb er bewusstlos liegen.«

»Ja, aber warum haben Sie ihn nicht gleich getötet?«

»Ich musste einen Einbruch vortäuschen, so dass ich beweisen konnte, in Notwehr gehandelt zu haben. Ich zog Konrads Schuhe aus und schlüpfte selbst hinein. Ein Messer, das von einem unserer Einbrüche stammte, nahm ich mit. Ich ging in meinen Garten und legte in der weichen, feuchten Erde die falsche Spur zu meinem Fenster. Mit dem Messer stemmte ich es auf und stieg selbst ein. Ich wechselte die Schuhe wieder, legte das Messer an Konrads Seite, holte meine Flinte und drückte ab, nachdem ich den Bewusstlosen in die richtige Position gelegt hatte. Dann eilte ich in die Wirtschaft, um den anderen mein Theater vorzuspielen. Alles, was ich sagte, war gelogen. Nur meine Aufregung, die war echt. So kam es, dass man mir glaubte. Die Untersuchung verlief oberflächlich. Wäre die Leiche sorgfältig untersucht worden, hätte man womöglich die Stelle entdeckt, wo ich Konrad auf den Kopf geschlagen hatte.«

»Und der Totennagel. Was hatte der Totennagel zu bedeuten?«

»Mit dem habe ich nichts zu tun. Ich war selbst überrascht, als ich davon hörte. Ich konnte mir aber gleich denken, was geschehen war: Jemand hatte mich beobachtet, wie ich durch den Garten schlich, um die Spur zu fälschen. Kuskic, das wusste ich sofort. Ich hatte ihn des Öfteren im Wald beim Fallenstellen erwischt. Ich hatte ihm gedroht, wenn er damit nicht aufhören würde, würde ich ihn melden. Leiden konnte ich ihn sowieso nicht. In meine Spur hatte er den Nagel gedrückt, mich sollte der Fluch treffen. Er hatte mich im Garten gesehen, war vielleicht sowieso auf dem Weg zu mir. Den Nagel hatte er für mich mitgebracht. Keiner ahnte das, sie dachten alle, der Nagel habe in Konrads Spur gesteckt. Wer wusste

denn schon, dass ich sie gelegt hatte. Der Zufall wollte es, dass Konrad tatsächlich einen Streit mit Kuskic angefangen hatte.«

»Dann wusste Kuskic also, dass der Einbruch vorgetäuscht war. Warum hat er nie etwas davon verraten?«

»Zum einen hätte er dann zugeben müssen, dass er tatsächlich den Nagel in die Spur gedrückt hat. Zum anderen glaubte er, mir Geld aus dem Kreuz leiern zu können, wenn er mir sein Schweigen versprach. Ich ging darauf ein, am Steinbruch wollten wir uns treffen. Ich hatte eine Summe Geldes dabei, die wollte ich ihm geben. Er war vor mir da. Er stand nahe am Abgrund, ein, zwei Schritte vielleicht. Und er hatte mich noch nicht bemerkt. Würde ich je wieder eine so günstige Gelegenheit erhaschen? Mit schnellen Schritten trat ich auf ihn zu. Sein Gesicht werde ich niemals vergessen, mit dem er mich ansah. Es hat ihn vollkommen unvorbereitet getroffen, damit hat er nicht gerechnet. Ein kleiner Stoß genügte. Ich glaube, er war sofort tot.«

Es war unfassbar. Wir hatten den Mörder gesucht. Ich meinte einen Mörder, der seine Tat nicht wirklich, sondern in Gedanken begangen hatte. Herr Kolano war einem Mörder auf der Spur, der sein Verbrechen ausgeführt hatte. Wir beide hatten recht. Es war ein undurchdringbares Gewirr aus Schuldigen und Opfern. Otto Albrand hatte seinen Freund erschossen. Er wurde zum Mörder, zugleich aber zum Opfer des alten Kuskic, der ihm mit dem Totennagel den Tod wünschte. Was Otto Albrand nicht daran hinderte, ihn die Felswand hinunterzustoßen. Und die Leute aus dem Dorf? Hatten sie nicht auch Schuld auf sich geladen, als sie Kuskics Haus mit Steinen bewarfen? Wer konnte hier noch Richter spielen? Ein sinnloses Unterfangen.

Da saß ich nun, mit dem Geständnis eines Mörders. Was sollte ich tun? Ich schauderte zurück, ich war entsetzt. Dann fielen mir meine Worte wieder ein, die ich an Herrn Kolano gerichtet hatte. Jeder von uns ist genauso schuldig wie ein wirklicher Mörder. Immer und immer wieder haben wir unseren Brüdern Schlimmes gewünscht. Der Lohn der Sünde aber ist der Tod, hat Paulus ge-

schrieben. Nicht, weil es Gott große Freude bereitet, uns für unsere Übertretungen zu strafen, sondern weil es das Wesen der Sünde ist, zu zerstören. Solange wir unseren Bruder hassen, solange werden wir Gefangene des Hasses sein, und wir werden uns nicht aus dem Geflecht von Töten und Getötetwerden befreien.

Nur da, wo uns Gottes Liebe zum Vergeben und zum Empfangen der Vergebung befähigt – und ich meine dieselbe Liebe, die Christus damals das Kreuz annehmen ließ, kann das Entrinnen gelingen. Darüber redete ich mit Otto Albrand. Unser Gespräch dauerte lange, und ich spüre, wie sehr er sich danach gesehnt haben musste, all das jemandem anzuvertrauen.

»Ich lebte die letzten Monate nur noch in Angst. Wenn jemand die Wahrheit ans Licht bringen würde, was dann? Ich hatte einen Fehler begangen. Meine Geschichte stimmte nicht. Konrads Gesicht war angeblich von Angst verzerrt. Aber laut meinem Bericht war es dunkel im Flur, als er mich angegriffen haben soll. Er hätte meine Flinte gar nicht sehen können. Er hätte keinen Grund zu solch einer Todesfurcht gehabt. Sein Gesicht war von den Schmerzen des Schlages verzerrt. Jedes Mal, wenn das Gespräch auf das verzerrte Gesicht kam, brach mir der Schweiß aus, ob ich wollte oder nicht. Im Traum lachte mich das Gesicht aus, es verfolgte mich. Ich habe Angst. Morgen ziehe ich in den Krieg. Das Gesicht wird mit mir ziehen, ebenso wie Kuskics Gesicht, als er mich am Steinbruch erblickte. In meiner Spur steckte der Nagel. Ich habe Angst vor dem Tod.«

Der Sünde Lohn aber ist der Tod. Manchmal gibt es auch einen Tod vor dem Sterben.

Ich bot ihm an, zusammen mit mir zu beten und die Schuld vor Gott zu bringen. Ich fragte ihn auch, ob er sich nicht stellen wolle. Beides lehnte er ab. Er verließ kurz darauf mein Haus.

Um die beiden Todesfälle wurde es bald still. Ein noch größeres Morden erfüllte bald das Land. Die Menschen schlachteten sich ab auf den blutgetränkten Feldern. »Jeder Schuss ein Russ', jeder Stoß ein Franzos'.« Mörder, Opfer, nochmals Mörder und

wiederum Opfer. Ein Mord führt zum nächsten. Die beiden Toten gingen unter in der unüberschaubaren Zahl der Kriegsopfer. Viele verloren ihr Leben, andere wurden als vermisst gemeldet. Unter ihnen auch Otto Albrand. Kein Mensch kann sagen, was aus ihm geworden ist.«

Für eine Weile sprach keiner von uns beiden etwas. Nach Minuten sah mir mein Freund in die Augen. »Eine seltsame Geschichte. Vielleicht sollte man sie veröffentlichen.«

»Nein, was soll das? Eine alte Geschichte, wer will sie schon lesen?« sagte ich und legte das Manuskript in meine Schreibtischschublade.

